

BOETHIUS

BOETHIUS
TROST DER PHILOSOPHIE

LATEINISCH UND DEUTSCH

ÜBERTRAGEN VON EBERHARD GOTHEIN

ARTEMIS-VERLAG ZÜRICH

STEVENS LIBRARY BARD COLLEGE
A Division of Columbia University
New York, N. Y. 10027

Das «*persönlichste Werk des Altertums*» nennt der Übersetzer die fünf Bücher vom *Trost der Philosophie*, und persönlich dürfen wir sie wohl im doppelten Sinne heißen. Boëthius erzählt in den beiden ersten Büchern sein Leben selbst. Nur wenig Daten und Tatsachen haben die zeitgenössischen Quellen wie die neuere Forschung darüber hinaus noch erschließen können. Mehr aber darf es persönlich genannt werden, weil ein dunkel gewaltiges Schicksal des Verfassers hinter diesem Werke steht, ihm gleichsam den Griffel führt, es durchglüht und durchbleuchtet. Dieses aber, so erschütternd es auch als solches ist, ergreift uns nicht nur als das eines einzelnen, sondern es wird zu einem tiefen Symbol des Schicksals des römischen Reiches überhaupt. Mit Boëthius geht die alte Welt zu Ende, hier noch einmal verdichtet sie in einer Gestalt Geist und Gesinnung des echtsten, edelsten Römertums, um noch im Unterliegen einen hohen Triumph zu feiern. «*Es ist die Apologie des Altertums und seiner Weltanschauung, daß es so stolz und hoffnungsfreudig untergeben konnte*» (Gothein). Hier liegt auch das tiefste Geheimnis der Wirkung, die dies Werk auf das ganze Mittelalter hat ausüben dürfen. Sein Gedankeninhalt führt uns zu einer Zeitenwende; Boëthius hat in sein Werk wie in ein Sammelbecken die reichsten und reinsten Quellen einer fast tausendjährigen Philosophie geleitet, und von hier aus hat sich ein weiteres Jahrtausend daran erquicken, erbauen, stärken und belehren dürfen. Daß aber hier ein Philosoph, wenn je einer, seine Philosophie gelebt und mit seinem Blute besiegelt hat, mußte sie so unwiderstehlich für ein Zeitalter machen, das seiner ganzen Weltanschauung nach solchen «*Zeugen*» tiefste Verehrung brachte, mußte es auch über dunkelste Zeiten hinaus lebendig erhalten. In diesem Sinne hat unser Werk gewiß wenig Mitbewerber in der ganzen Weltliteratur. Wenn Wilhelm v. Humboldt die Baghavatgita das größte philosophische Gedicht nennt, so hat er gewiß recht, was die Größe und Tiefe des Mythos betrifft, der dahinter steht. Die *Consolatio* aber darf dem indischen Gedicht wohl an die Seite treten in dem hohen Flug abendländischer Gedanken. Der rigorosen Reinheit seiner ethischen Forderungen hat der Osten nichts entgegenzusetzen. Die allegorische Ein-

kleidung, die es dem Mittelalter so besonders empfiehlt, wird von dem lebendigen Blut eines tragischen persönlichen Schicksals gespeist, wie es wieder der Orient niemals hätte erfassen können.

ANICIUS MANLIUS SEVERINUS BOËTHIUS, wie sein voller Name lautet, stammte aus dem weit verbreiteten Geschlecht der Anicier, das sich zu den vornehmsten des römischen Stadtafels zählen durfte. Drei Generationen der Boethius treten in der Geschichte hervor. Der Großvater war jener Boethius, der an der Seite seines Freundes Aetius fiel, den Kaiser Valentinian III. in Rom eigenhändig ermordete, weil er ihm zu mächtig war; Boethius war damals, im Jahre 454, Praefectus praetorio. Sein Name vererbte sich auf seinen Sohn Flavius Manlius Boethius, von dem wir nur wissen, daß er unter Odovakar eine Reihe von Ehrenämtern bekleidet hat; er war zweimal Praefectus urbi, einmal Praefectus praetorio und im Jahre 487 Konsul. Der berühmte Sohn ist damals etwa fünf bis sieben Jahre alt gewesen; sein Geburtsjahr schwankt zwischen 480 und 482. Sehr bald darauf aber muß der Vater gestorben sein, Boethius klagt und rühmt, daß er «eine vaterlose Waise, von der Sorgfalt hervorragender Männer erzogen» sei. Daß einer von diesen Männern Symmachus, sein späterer Schwiegervater war, erfahren wir an gleicher Stelle. Mit tiefer Verehrung und Dankbarkeit vergalt Boethius immer aufs neue die frühe Liebe dieses edlen Mannes. Er nennt ihn «verehrungswürdig, wie du selbst, eine köstliche Zierde des Menschengeschlechts», er gebraucht für Symmachus das gleiche Wort «sanctus», mit dem später Dante ihn selbst schmücken sollte, als er in der Sonnenrose unter den zwölf Weisen auch ihn, die «anima santa», erblickt. Symmachus war der Urenkel des berühmten Redners und Staatsmannes, der ein Jahrhundert früher unter den Kaisern Gratianus und Theodosius den immer wieder erneuten Versuch machte, die heidnische Religion in Rom zu schützen, das alte Wahrzeichen inmitten der Kurie, den Altar der Victoria, an dem den Kaisern gebuldigt und geopfert wurde, den Gratianus entfernt hatte, wieder zurückzubringen. Aber obgleich er bis in sein Alter auch bei den Kaisern hoch geehrt war, mußte er doch seinem

mächtigen Gegner Ambrosius, dem Bischof von Mailand, unterliegen, so sehr auch dieser den «letzten Heiden» gut behandelte, er mußte noch bei seinen Lebzeiten sehen, wie die christliche Partei auch im Senat immer größer wurde.

Von seinem Urenkel, Q. Aurelius Symmachus, wird gerühmt, «seine Frömmigkeit habe seine Tugend, nach Weise der Altvorderen, die sich den alten Cato (gemeint ist der Uticensis) zum Vorbild genommen habe, noch erhöht». Boethius hat ihm zwei Schriften gewidmet, eine frühe theologische «De Trinitate» und seine zwei Bücher «De institutione arithmetica». In beiden Widmungen spricht wiederum die tiefe Verehrung: nur Vollendetes wolle er dem weisen Kenner beider Sprachen vorlegen. Nur an seinem Urteil könne ihm gelegen sein, «denn wobin sonst meine Augen fallen, begegnen sie nur träger Gedankenfaulheit oder verschlagenem Neid». Zwei Jahre vor des Boethius' Vater wurde Symmachus Konsul, im Jahre 485. Wie nahe sich die beiden Männer persönlich standen, zeigt die Liebe, die Symmachus auf den Sohn des Freundes übertrug. Wohl schon vor seinem Konsulat war er Praefectus urbi. Aus Cassiodors Briefen erfahren wir, wie er sein großes Vermögen anwandte zur Verschönerung der Stadt und Erhaltung der alten Gebäude. Auch für das Wohl der im Jahre 425 von Valentinian gegründeten Universität sorgte er; Jünglinge, die dort studierten, wurden seiner Obhut empfohlen. In dem Schisma der beiden römischen Gegenpäpste, dem die Kirchenspaltung zwischen Rom und Byzanz vorausgegangen war, stand Symmachus auf der Seite des orthodox italisch gesinnten Papstes Symmachus. Doch hat er an den fanatisch wilden Kämpfen, die Rom damals während der ganzen Knaben- und Jünglingszeit des Boethius beunruhigten, wohl nicht sehr aktiv teilgenommen, denn in den schlimmsten Zeiten mußte der gallische Bischof Avitus ihn, wie Faustus, das Haupt der italischen Partei im Senat, mahnen, den Papst tatkräftiger zu unterstützen und nicht nur an das Wohl des Staates zu denken.

Unter solcher Obhut wuchs der junge Boethius auf. Durch seine Abstammung, seinen großen Reichtum, seine Freundschaft und Erzie-

bung, war er mitten hineingestellt in eine Lebensanschauung, die noch von einem späten Glanze alter Kultur durchleuchtet war. Noch war der Senat, dem diese vornehmen Familien angehörten und die vielfach Verwandtschaft und nahe Freundschaft verband, eine Körperschaft, die auf Geltung Anspruch machte, wenn man auch wußte und spürte, daß die Macht längst ihren Händen entrissen war. Boetbius' Schicksal, der sich immer mit Betonung als Vertreter des Senates fühlte, wird dies am allerdeutlichsten zeigen. Die Knabenjahre, die er in diesem «Hause unschuldiger Heiligkeit» zubrachte, waren ganz «den Studien Eleas und der Akademie» gewidmet. Die Früchte dieser Erziehung zeigten sich bald. Der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit verbreitete sich, als er kaum die Schwelle des Jünglingsalters überschritten hatte. Ennodius rühmt von ihm: «Schon im Knabenalter war unverwandtes Studieren seine Lust und sein Ruhm ... und in den Jahren des Lernens hatte er schon die Erfabrung des Lebens gesammelt.»

Wenn wir die überkommenen Schriften des Boetbius überschauen, so fällt neben dem Fragmentarischen – das Schicksal hat ihn verbindert, alles auszuführen, was er sich vorgenommen hatte, – eine gewisse Methodik seiner Arbeitsweise auf. Seine Absicht war, wie er selbst sagt, das ganze Werke des Aristoteles zu übersetzen und mit einem lateinischen Kommentar zu versehen, ebenso auch alle Platonischen Dialoge zu übersetzen und zu kommentieren. Ebe er sich aber, etwa um das Jahr 507/508, zuerst die logischen Schriften des Aristoteles zu bearbeiten vornahm, hat er in seinen Jugendjahren sich mit den Disziplinen beschäftigt, die er selbst mit dem von ihm zuerst gebrauchten Ausdruck *Quadrivium* benennt, die er als *Vorstufen zur höheren Philosophie* ansah: *Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie*, und sehr wahrscheinlich hat er zu jeder dieser Disziplinen eine Schrift verfaßt, wenn auch nur «*De institutione arithmetica*» und die fünf Bücher über die Musik sich erhalten haben, die beide auf Nikomachos von Gerasa fußen. Von dieser frühen Schriftstellerei insbesondere hören wir aus drei Briefen, die Cassiodor, der Gebeimschreiber

des Königs Theoderich, in dessen Auftrag an ihn richtete. Die Anlässe zu diesen drei Briefen wären an sich geringfügig, zeigten sie nicht einmal, daß der König großes Vertrauen in den römischen Patrizier setzte, so in dem Briefe, in dem er ihn bittet, gewisse Klagen der Palastbeamten über unrichtiges Maß und Münzgewicht bei Auszahlung ihres Gehaltes zu untersuchen und die Ungerechtigkeit abzustellen. Boetbius wird in diesem Briefe Patricius angeredet, ein Ehrentitel, der, durch Kaiser Constantin eingeführt, nur nach Bekleidung eines zur ersten Rangklasse gebörenden Staatsamtes verliehen werden konnte. Wir wissen durch Boetbius selbst, daß er «*Würden, Greisen* versagt, in der Jugend erhielt», doch fehlt jeder weitere Anhalt, welches diese Würden waren. Wichtiger ist, was wir über die Werke erfahren. Der Gebeimschreiber des Königs machte gerne aus den königlichen Aufträgen kleine, stilistisch oft überfeinerte, gelehrte Abhandlungen und besonders, wenn es wie hier galt, seinem gelehrten Altersgenossen zu zeigen, daß auch er in den Wissenschaften, die jener behandelte, zu Hause war. Der König der Franken, Chlodovech, hatte seinen Schwager Theoderich gebeten, ihm einen Kitbaröden zu senden, da er sich bei den Gastmählern am Hofe von Ravenna an der Musik des Sängers des Königs so erfreut habe; der König Theoderich, der auch seine persönliche Umgebung und sein intimes Leben gern nach altrömischer Sitte gestaltete, hatte auch diese «zum Ruhme seiner Feste» gepflegt. «Diese Bitte», schreibt Cassiodor, «haben wir nun zu erfüllen versprochen, weil wir wußten, daß du zur Wissenschaft der Musik gelangt bist. Es liegt ja nahe, einen von dir ausgebildeten Kitbaröden zu wählen, der du diese Wissenschaft in ihrer Schwierigkeit geordnet und untersucht hast». Die fünf Bücher über die Musik, deren Inhalt Cassiodor hier ausführlich behandelt, sind wohl die zweite Schrift des jungen Boetbius; sie sollte von weittragender Bedeutung «für die Musikanschauung des Mittelalters werden, als unverrückbare Wissensnorm und unerschöpfliche Wissensquelle, bald aber auch als das Werk eines Göttlichen, der die Musik erfunden». Ja, in dem klassischen Lande der Tradition, in England, war es noch «bis in

neuere Zeit in Oxford und Cambridge im Gebrauch». Einem ähnlichen Anlaß galt der dritte Brief, etwa um 506 geschrieben. Hier batte der Burgunderkönig Gundabod Theoderich gebeten, ihm eine Sonnen- und Wasseruhr, ein damals viel bestauntes Wunder der Technik, und zugleich sachverständige Meister zu senden; und wieder wendet der König sich an Boethius, an den in den mathematischen Wissenschaften Bewanderten, «der du gemästet (saginat) mit Gelehrsamkeit bist ... die Gelehrtschule der Athener als einer, der dort lange feststeht, betreten hast ... so werden als Lateiner in deinen Übersetzungen gelesen: der Musiker Pythagoras, der Astronom Ptolemaios; der Arithmetiker Nikomachos, der Geometer Euklid werden von den Ausoniern vernommen; Platon, der Theologe, und Aristoteles, der Logiker, disputieren mit quirinischen Worten; ebenso hast du die Mechanik des Archimedes den Siculern lateinisch wiedergegeben. Was auch immer von Wissenschaften und Künsten die griechische Redegewandtheit durch vorzügliche Männer hervorgebracht hat, ist durch dich, den einen Autor, in lateinischer vaterländischer Rede ausgeführt worden». Die Datierung der Briefe ist zu ungelöst, ihr Stil zu böfisch, als daß man alle diese Werke daraus bestimmen könnte, doch bleiben sie ein Zeichen der großen Vielseitigkeit des Boethius. Und aufschlußreich sind sie dafür, wie nahe sich in jener Zeitauffassung Wissenschaft und praktisches Leben, dort Musik, hier Technik, standen.

Ein sicheres Datum für die Schriften ist nur sein Konsulatsjahr 510, wo Boethius die Kategorien des Aristoteles übersetzte. Den logischen Schriften des Meisters gehört fortan der größte Teil seiner Zeit. «Das war die große entsagende Rettungsarbeit, die Boethius an der antiken Philosophie und exakten Wissenschaft vollzieht, wodurch er zum Lehrer und Vermittler des Mittelalters wird» (Gothein). Allerlei Vorarbeiten und selbständige Schriften begleiten diese Hauptarbeit, zu den ersteren gehört vor allem eine Übersetzung und ein doppelter Kommentar zu der Eisagoge des Pophyrios, ein Schriftchen, das sich Einführung zu den Kategorien des Aristoteles nennt und in dieser Fassung des Boethius das ganze Mittelalter beherrscht hat. Später führte ihn

dann auch ein Kommentar zu Ciceros Topik diesem Philosophen nahe. Cassiodor nennt in dem erwähnten Briefe auch Platon unter den von Boethius übersetzten Autoren; daß dies in seiner Absicht lag, sahen wir. Erhalten, wenn er etwas ausgeführt hat, ist nichts. Von einem letzten Ziel, das ihm vorschwebte, spricht er in der Einleitung zu den Kategorien: «Ich will des Aristoteles und des Platon Lehrmeinungen (sententias) gewissermaßen als Einheit herausarbeiten und sie nicht, wie es meistens geschieht, in allem abweichen lassen, sondern ich will zeigen, wie sie im meisten und innersten in ihrer Philosophie übereinstimmen.» Auch diese Frage zu behandeln war ein Zeitgut, besonders die Neuplatoniker haben sich häufig daran versucht. Zu einer wissenschaftlichen Schrift, in der Boethius diese Gedanken hätte ausarbeiten können, ist er nicht mehr gekommen, aber wir werden noch sehen, wie sie in seinem letzten Werke, in dem «Trost der Philosophie», ihm stetig vor Augen standen. Etwa auf zwanzig Jahre hat sich dieses erstaunlich reiche Lebenswerk, wenn wir nur das, was erhalten ist, überschauen, verteilt. Zu den etwa 21 philosophischen Schriften kommen dann noch drei theologische Traktate. Die Streitfrage, ob Boethius der Verfasser dieser Schriften war, ist längst zu seinen Gunsten erledigt. Daß man ihm sogar sein Christentum hat absprechen wollen, konnte nur «eine auf geschichtlicher Unkenntnis beruhende Meinung sein ... es versteht sich, daß Boethius, auch wenn er nicht Symmachus' Schwiegersohn gewesen wäre, nicht offener und nicht einmal verkappter Heide sein konnte». Seine theologischen Schriften, die zum Erstaunen Neuerer nicht ein einziges Bibelzitat enthalten, lösen christliche Dogmen vom rein philosophischen Standpunkte. Boethius war Philosoph, aber man darf nicht vergessen, daß auch innerhalb der Kirche die philosophischen Interessen damals vorherrschten, so daß der Streit um den Monophysitismus die Grundfesten der Kirche zu erschüttern drohte. In Stil und logischer Beweisführung zeigen diese Schriften, besonders die erste, «De Trinitate», manche Berührung mit der letzten, der «Consolatio philosophiae», die vom christlichen Dogma nichts weiß, aber es ist ja auch die Philosophie und nicht die Theologie, die zu ihm als Trösterin tritt.

Alle äusseren Bedingungen für ein den Studien gewidmetes Leben waren Boethius gegeben. Wohl wenige Jahre vor seinem Konsulat wird er die Ehe mit Rusticana, der ältesten Tochter des Symmachus, geschlossen haben. Rusticana war nach ihrer Ältermutter, der Gattin des berühmten Redners, genannt, von Boethius wird sie «bescheiden, schambaft, von keuschem Wesen und, um alle ihre Gaben kurz zusammenzufassen, dem Vater gleich» gepriesen. Ein Jahrzehnt und länger reichsten Glücks durfte er nun verleben, in wissenschaftlich philosophische Studien versenkt in einer Umgebung, die er sich mit grossem Reichtum verschönte; die Wände seiner Bibliothek, wo er unter Leitung der Philosophie in die Geheimnisse der Natur eindringen und sein Leben nach der himmlischen Ordnung einrichten konnte, waren mit Kristall und Elfenbein ausgelegt. Aber doch nicht nur als Gelehrter hat Boethius diese Jahre hingebracht. Von Anbeginn hat er seine ganze schriftstellerische Tätigkeit pädagogisch aufgefaßt. Als er während seines Konsulatsjahres vielfach durch Geschäfte von seiner Arbeit abgelenkt wird, entschuldigt er sich: wenn er auch nicht alle Sorgfalt und Muße auf diese Studien habe verwenden können, «so scheinen sie sich dennoch irgendwie auf die Sorge um den Staat zu erstrecken, indem durch die Lehre einer so durchstudierten Sache die Bürger unterrichtet werden», und etwas weiter heisst es, er habe durch das, «was von den griechischen Weisen übriggeblieben sei, die Sitten unseres Staates unterwiesen». Im «Trost der Philosophie» aber beruft er sich auf das Platonwort, daß die Staaten glücklich seien, die von Philosophen regiert würden; «so bin ich deinem (der Philosophie) Befehl gefolgt, und was ich in gebeimer Muße gelernt hatte, habe ich in öffentlichem Staatsdienste angewandt». Unter diesem Gesichtspunkte muß die staatliche Tätigkeit des Boethius allein angesehen werden. Er war auch hier nur Philosoph und Lehrer, rein ethische Gesichtspunkte haben ihn in der Verwaltung seiner Ämter geleitet. So mußte in der Ausübung der öffentlichen Ämter seine unbestechliche Redlichkeit und die Strenge seiner sittlichen Forderungen ihn in Konflikt bringen mit Habgier und Unterdrückung von seiten gotischer wie rö-

mischer Höflinge und Machtbarer, und mit Recht sieht Boethius schon in seiner ganzen öffentlichen Tätigkeit, seinem steten Eintreten für die Unterdrückten und Schwachen den Keim zu seinem Verderben. Noch aber lebte er hochangesehen unter den Standesgenossen, in voller Fürstengunst, und als «einziger Gipfel seines Glücks» sollte ihm noch eine besondere Ehre bevorstehen. Zwei Söhne, Symmachus und Boethius benannt, waren dieser glücklichen Ehe entsprossen, in deren «Geist sowohl die väterliche wie die großväterliche Art durchleuchtet». Noch im Knabenalter wurden sie im Jahre 522 von König Theoderich zu Konsuln ernannt. Eine solche Ehrung war in jener Zeit nicht einzigartig, aber doch selten. Freilich war wohl keines der alten römischen Ämter so sehr von seiner einstigen Höhe herabgesunken wie das Konsulat. Längst war er, und erst recht zu des Boethius Zeiten nichts weiter als ein mit kostspieligen Pflichten für Volksspiele und Spenden verbundenes leeres Ehrenamt, wahrscheinlich wurden die Kandidaten vorher um ihre Einwilligung gefragt, rechnete man doch zu Zeiten des Justinian die Ausgaben für Spiele auf 20 Zentner Gold. Doch immer noch war das Konsulat ein Vorrecht der Vornehmsten, und noch wurde das Jahr nach den Konsuln genannt, woran auch Theoderich nicht rüttelte, was am besten zeigt, wie sehr er sich als den Fortsetzer römischer Tradition, ja als römischer Beamter fühlte. Bei den andern germanischen Staaten, auch den Westgoten, wurde, selbst während sie unter seiner Herrschaft waren, nach dem Herrscherbause genannt und gerechnet. Aber gerade noch zu Boethius' Zeit hielt man an diesem letzten Schein der Macht fest; Kaiser Justinian schaffte dann auch dies Vorrecht ab, als er bestimmte, daß das Konsulat nur noch den Herrschern zukomme. Der letzte weströmische Konsul wurde im Jahre 534 ernannt, der letzte oströmische im Jahre 541.

Doch zu des Boethius' Zeit wurde die Ernennung mit immer größerem Prunk gefeiert, und auch er ertauscht sich noch im Gefängnis an der Erinnerung jenes Tages, «als du deine beiden Söhne zugleich als Konsuln aus deinem Hause von den versammelten Vätern unter dem Jauchzen des Volkes fortgeführt habst, und nachdem sie auf ihren kurulischen

Sesseln saßen, du dir als Lobredner des Königs den Ruhm der Beredsamkeit verdienst, als du dann im Zirkus inmitten der beiden Konsuln die Erwartung der umberwogenden Menge mit Ehrenspenden befriedigtest». Die hohe Ehre der Ernennung war deshalb so bedeutsam, weil beide Konsuln römischer Abstammung waren; selbstverständlich waren sie von Theoderich ernannt, wie die Lobrede auf den König beweist, doch konnte er es nur mit Einwilligung des Kaisers tun, der ein Recht auf die Ernennung eines Ostkonsuls hatte. So beweist die Ernennung eines mit Sicherheit, daß das Jahr 522 unter den Auspizien einer freundlichen Beziehung zwischen Theoderich und dem Kaiser Justinus begann und daß dieser auch mit der besonderen Ehrung eines Senatsmitglieds einverstanden war. Das Jahr aber sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß der König dem Boetius ein neues Zeichen seiner Gunst verlieh, indem er ihn, wahrscheinlich im September 522, bald nach der öffentlichen Lobrede auf den König zum Magister officiorum ernannte. Wie nun innerhalb eines Jahres der Sturz von dem Gipfel der Königsgunst zu Kerker und Tod kommen konnte, wird sich einwandfrei wohl niemals erklären lassen, da authentische Akten verloren sind. Wir haben aber kein Recht, die Darstellung des Boetius und die wenigen zeitgenössischen Quellen, den Gotenkrieg des Prokop und den Anonymus Valesianus, anzuzweifeln, bloß um die Höflingspartei der Ankläger zu entlasten. Daß sie am Hofe in Ehren blieben und aufstiegen, versteht sich aus ihrem Sieg. Und die Elogien, die Cassiodor im Auftrag des jeweiligen Herrschers an sie, besonders an den Hauptankläger Cyprian richtete, können gewiß nicht für ihren Charakter in diesem Prozeß herangezogen werden. Des Königs Unrecht aber beklagen beide Quellen.

Boetius hat als Knabe noch den Sieg des Theoderich über Odovacar erlebt; er war ein Jüngling, als der König im Jahre 500 zum ersten Male in Rom einzog, um dort seine Tricennalien, das dreißigste Regierungsjahr, als gotischer König, zu feiern. Man meint sogar, Boetius habe ihm damals eine Lobrede gehalten, was aber nicht sicher bezeugt ist. Theoderich hat mit klugem Takt und weit aus-

schaudem Auge nicht nur an keines der Vorrechte des Senats und des Volkes gerührt, sie alle auf das heiligste beschworen und diesen Schwur auch gehalten, sondern er hat bei seiner Besitznahme von Italien überall äußerste Milde walten lassen, hat die Beamten des Odovacar in verantwortlichen Stellen gelassen oder eingesetzt, hat in Rom sofort nachgegeben, als Symmachus für die von Odovacar dem Senat neu zugewählten Mitglieder (pro allecticis) sprach, die der König ansangs entfernen wollte. Nach Mommsen fand Theoderich die Reichsgestaltung in Italien schon als eine Schöpfung des Odovacar vor und ist hier nur in seine Fußstapfen getreten. Eine neue Aufgabe aber für den König waren die kirchlichen Zustände. Er kam mitten hinein in die wilde religiöse Erregung des Schismas ihm sollte es auch hier gelingen, allmählich Ruhe herzustellen. Man hatte sich im Osten des erbitterten Widerstandes gegen das Konzil von Chalcedon und seine Beschlüsse schließlich nicht anders zu erwehren vermocht als durch die Einigungsformel, das Henotikon, worin der Patriarch von Konstantinopel seinen Frieden mit den aufsässigen Gegnern, Monophysiten, machte und dafür Rom preisgab, das entschieden an Chalcedon festhielt. Das Verfahren lief darauf hinaus, am Sitz der Kaisermacht die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches ohne Rom zu schlichten und zu lenken, ja im weiteren Verlauf der Dinge haben der Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel versucht, Rom und Italien durch das Henotikon kirchlich unter byzantinischen Einfluß zu bringen. Das Henotikon war also gegen Rom als Hort der Einheit der Kirche gerichtet. Darum leistete die römische Kirche geschlossenen Widerstand, daß sie den Anhängern des Henotikons die Gemeinschaft verweigerte. Es kam Theoderich dabei vielleicht zugute, daß er als Arianer unparteiisch sein konnte, «dem Arianer, der Ordnung schaffte und der katholischen Kirche Schutz zusicherte, reichte der Römer freudig die Hand, die er von dem schismatischen Byzanz zurückzog». Jahrzehntelang hat es diese weise Politik des Herrschers verstanden, Italien den Frieden zu erhalten durch strenge Scheidung gotischer und römischer Gerechtsame: kein Gote konnte ein römisches Staatsamt verwalten, kein Römer einen

militärischen Posten bekleiden, was doch unter Odovacar noch möglich war. Dadurch brachte es der König auch fertig, daß man selten von inneren Unruben zwischen Römern und dem zwangsangesiedelten Gotenvolke hört. Um das Jahr 523 aber muß in der Gesinnung des Königs gegen die Römer und besonders den Senat ein Umschwung eingetreten sein. Boethius spricht in seiner Darstellung vom König nur einmal, daß er rachsüchtig den Untergang des ganzen Senats erstrebt habe. Eine ausführliche Verteidigungsschrift, die er im Gefängnis verfaßt hat, «damit die Wahrheit der Nachwelt ausführlich bekannt werde», hat sich leider nicht erhalten. Das Verbängnis begann, als der Referendar des Königs, Cyprian gegen den Senator und früheren Konsul Albinus eine Anklage wegen hochverrätherischer Verhandlungen mit Byzanz erhob. Die Referendare hatten am Hof die Aufgabe, dem König Vorträge über Staatsangelegenheiten zu halten, ein wohl nicht immer ganz leichtes Geschäft bei dem heftigen Wesen des Königs. Cassiodor gibt uns ein farbiges Bild, wie der alte Kriegsmann, ermüdet von den Vorträgen im Palast, einen Spazierritt unternommen habe, um seinen Geist zu erfrischen, Cyprian mußte ihn dabei begleiten und bei der dem König gewohnten Bewegung Vortrag halten. Sein unerschrockenes Verhalten gegenüber dem König wird besonders gelobt, «wo er häufig den Ungestüm unseres Geistes ausgehalten hat». Der König hatte gewiß Freude an dem schneidigen Auftreten des jungen Beamten; das erklärt etwa, daß Cyprian in so ungewöhnlichem Maße das Ohr des Königs besaß, wie der ganze Prozeß des Boethius zeigt, «wo er so ganz gegen seine Gewohnheit ohne sorgfältige Untersuchung das Urtheil sprach». Aber der König mußte doch schon irgendwie gegen den Senat eingenommen sein, daß er sich Cyprian so leicht fügte.

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß seit dem Regierungsantritt des Kaisers Justin im Jahre 519, nachdem seine Bestrebungen einer Versöhnung der östlichen und der westlichen Kirche erfolgreich waren, sich nicht nur der römische Klerus, sondern auch der römische Senat Byzanz wieder stärker zugewendet hatte, man ließ die Kirchen-

sich an die Unglücklichen irgendeine Beschuldigung beftet, so glaubt man, daß sie das, was sie dulden, auch verdient hätten.» Auch seine späten Kritiker von heute scheinen sich von dieser Auffassung nicht ganz befreien zu können.

Boethius und, wie der Anonymus sagt, Albinus seien dann in das Gefängnis in Pavia geführt worden. Doch verlautet von dem Schicksal des letzteren nichts weiter. Pavia, das alte Ticinum, das «Bollwerk der gotischen Herrschaft», war die dritte der Residenzen des Theoderich neben Ravenna und Verona. Es liegt 423 milia passuum von Rom entfernt (Boethius sagt, wie wir gleich sehen werden, fast 500 Meilen). 400 Meilen im Umkreis von Rom spricht schon das alte Recht als Bannmeile für bestimmte Verbrechen von Römern aus, so ist auch der Verbannungsort des römischen Senators wohl absichtlich unter Berufung auf dieses alte Recht gewählt worden. Wie man ihn dort zuerst gehalten hat, ist nicht auszumachen, daß er aber, wie selbst Usener schließt, auch nach der Verurteilung nicht eingekerkert, sondern nur in freier Haft gehalten sei, dagegen spricht, selbst wenn man einen zum Tode Verurteilten nicht einkerkerte, die Schilderung beim Eingang unseres Werkes. Die Musen werden über die Schwelle gewiesen, die Philosophie läßt sich auf das Ende des Bettes nieder, der traurige Ort wird mit seiner prächtigen Bibliothek verglichen, die Philosophie findet dort bei ihm zwar nicht Bücher, aber das, was erst ihren Wert ausmacht, den Sinn der Bücher. Die ganze Atmosphäre der Umgebung verlangt den Kerker. Über den weiteren Verlauf des Prozesses gehen aus der Darstellung des Boethius mit Sicherheit zwei Dinge hervor: Einmal, daß er zu der Gerichtsverhandlung nicht zugezogen wurde, so daß er sich selbst hätte verteidigen können, ihm auch kein Rechtsbeistand gewährt wurde, er sei «stumm und unverteidigt zu Tod und Ächtung verdammt», seine Güter wurden ihm konfisziert; ferner, daß dieses Urteil von dem Senat ausgesprochen oder zum mindesten bestätigt worden ist. Nur diesem Urteil gilt seine Klage, «jetzt werden wir, fast 500 Meilen entfernt, wegen allzu großen Eifers für den Senat ... verdammt. O über sie, die es verdienten, daß niemand

erhalten, auf die wohl auch Boetius einen Augenblick gehofft hat, ist es zu danken, daß zwischen dem Urteil und dessen Vollstreckung eine so lange Zeit verstrich, lang genug, daß er unterdes sein unsterbliches Werk schreiben konnte. Aber Symmachus, obschon er zu jener Zeit *caput senatus* war, blieb nicht nur im Senat in der Minderzahl, er hat auch beim König nichts ausrichten können. Gegen Ende des Jahres 524 wurde das Urteil an Boetius unter grausigen Folterqualen vollstreckt. Usener glaubt wohl mit Recht, daß man von ihm durch solche Foltern belastende Anklagen gegen andere Senatsmitglieder hat erpressen wollen. Bald aber zeigte es sich, wie gefährlich es war, sich vom Senat aus zu weit vorzuwagen, auch Symmachus wurde vor Gericht gezogen und von dem verblendeten König auf Drängen der Hofpartei im Jahre 525 hingerichtet. «Es war die erste und letzte Untat, deren der König sich gegen seine Untertanen schuldig machte, und diese war nur möglich, weil er ganz gegen seine Gewohnheit ohne sorgfältige Untersuchung das Urteil über jene beiden gesprochen hatte», so schließt Prokop seinen Bericht, nachdem er die tiefe Reue des Königs über das Unrecht, das er an den beiden Männern begangen hat, etwas novellistisch ausgeschmückt und seinen Tod in nahe Verbindung mit dieser Tat gebracht hat.

Wie zu erwarten, beimsten die Ankläger des Boetius, Cyprian an der Spitze, hobe Ehren am Hofe ein. Er wurde noch im Jahre 524 zum *Comes sacrarum largitionum* ernannt und unter Athalarich zum Patrizier gemacht. Cassiodor mußte in seinem Elogium bei dieser Gelegenheit noch besonders hervorheben, daß er nicht nur selbst der gotischen Sprache mächtig war, sondern auch seine Söhne gotisch erziehen ließ. Der Anonymus teilt unter den weisen Aussprüchen des Theoderich, «die noch heute von dem Volke sprichwörtlich gebraucht werden», einen mit: «Wer ein schlechter Römer ist, möchte gerne Gote sein, und wer ein schlechter Gote, gerne Römer.» Ob man dabei auch an Cyprian denken dürfte? Auch sein Bruder Opilio wurde später mit diesem Amt belehnt. Wir begegnen diesem dann noch im Jahre 534 als Gesandten in Byzanz, wo er im Gegensatz zu dem

wahrheitsgetreuen Bericht der übrigen Gesandten die Missetat des Theodabads gegen Amalasintha ableugnete. Theoderichs Tochter und Nachfolgerin auf dem Thron, Amalasintha, versuchte das Unrecht ihres Vaters wieder gutzumachen, indem sie die eingezogenen Güter der Gattin und den Kindern des Boetius wiedergab. Aber den Schmerz Rusticianas konnte sie damit nicht stillen. Ihrem tiefen Haß gegen die Goten war es noch vergönnt, den Untergang des Hauses des Theoderich zu erleben, aber sie mußte auch die für Rom so furchtbaren Kriege zwischen Belisar und Totila ansehen. Ein höchst pathetisches Bild entwirft Prokop von ihr nach der Einnahme Roms durch Totila. Ihr ganzes großes Vermögen hatte sie geopfert, um der Not während der Belagerung etwas zu steuern. Die Goten warfen ihr nun vor, sie habe durch reiche Geschenke die römischen Heerführer dazu gebracht, die Bildsäulen des Theoderich zu zerstören, um für ihres Vaters und des Gatten Tod Rache zu nehmen, sie wollten sie daher umbringen. Totila aber duldete es nicht, daß ihr und den andern Frauen ein Leid geschehe und schützte sie vor Tod und Schmach. Sie aber sei gänzlich verarmt mit andern Senatsmitgliedern in Bauern- und Sklaventracht bettelnd von Tür zu Tür gegangen, um mit etwas Brot ihr Leben zu fristen. Als vor zwanzig Jahren die Trösterin Philosophie dem Gatten die Schätze aufzählt, die ihm noch geblieben: den Schwiegervater, den Kreis treuer Freunde, die Gattin und die Kinder lebend und in Freiheit, schloß sie mit den Worten: «Dich hat noch kein allzu starker Sturm überfallen, solange diese Anker halten, die nicht zulassen, daß dir der Trost der Gegenwart noch Hoffnung auf die Zukunft fehlen.» Eine gnädige Zukunft hat dies Bild tiefsten Verfalls und Untergangs seinen Augen verbüllt.

Wir Spätgeborenen mögen nun unsere Blicke auf das Werk selbst richten, das, aus Kerker und Not geboren, sein Licht bis in unsere Tage strahlen läßt. «Es ist etwas Großes um ein Werk, das nach 1400 Jahren den Menschen, die Zeit, den Sieg im Untergang mit so echter Überzeugungskraft vor Augen führt» (Gothein). Es berührt die Unmittelbarkeit des Werkes nicht, nicht die Wirkung, die es noch heute

auf den Leser ausübt, wenn man nachweist, daß der Gedankeninhalt aus bestimmten Werken des Altertums her stammt oder von Zeitrichtungen getragen wird. So sehr dies gelehrte Untersuchung immer reizt, so bleibt in jedem Falle als sein Eigenstes die Gewalt des inneren und äußeren Erlebens, das daraus zu uns spricht. Boethius nennt immer wieder und fast ausschließlich die beiden Großen, Aristoteles und Platon als seine Lehrer, und je weiter das Werk fortschreitet, tritt Platon immer führender hervor, während, wie wir sahen, die formalen Grundlagen des Aristoteles seine gelehrte Tätigkeit fast ganz beherrscht hatten. Wollte er nun hier das ihm schon früh vorschwebende Ziel erreichen, die Harmonie der beiden Meister darzutun? Nicht in gelehrter Untersuchung, aber im begeisterten Aufschwung seiner Gedanken hat er es vielleicht erreicht. Im Kerker, seiner Bücher beraubt, aber in treuem Gedächtnis alles tragend, «was den Büchern Wert verleiht, den Sinn der Bücher», tröstet er sich selbst in der Betrachtung jener Fragen, die ihn sein ganzes Leben beschäftigt haben. Dort trifft ihn zuerst, den vom Schmerz verdunkelten, nur von den weltlichen Museen umgeben die hohe Frau, die sein von Tränen überströmendes Auge anfangs nicht erkennen kann, seine Ärztin, Trösterin und Führerin, die Philosophie. Gleich die Schilderung ihres Äußeren, besonders ihres Gewandes, gibt das Leitmotiv des ganzen Werkes an. Im unteren Saum ihres Kleides, das sie selbst gewebt hat, ist der griechische Buchstabe Π eingezeichnet, am obersten Rande aber liest man ein Θ; zwischen beiden führen Sprossen einer Leiter von dem unteren zum oberen empor. Der untere steht für *πρακτική*, der obere für *θεωρητική*, was Boethius selber an anderer Stelle nach der herkömmlichen Einteilung mit *philosophia activa* und *speculativa* übersetzt. So steigt auch die ganze Unterredung wie auf einer Leiter von dem aktiven wirren Leben auf zu den reinen Höhen der Spekulation.

In Dialogform nach platonischem Muster, wobei die Philosophie die Führung des Gesprächs übernimmt, sind die Prosateile abgefaßt. Zwischen jedes Kapitel ist ein Gedicht eingeschaltet. Diese Mischform war damals unter dem Namen *Satura Menippea* bekannt und nicht

selten angewandt, aber meist nur — wie auch von Varro und Martianus Capella —, um etwische Fragen populär und satirisch zu behandeln. Die 38 Gedichte sind durchaus nicht gleichmäßig oder auch gleichwertig; schon die Metra sind außerordentlich abwechslungsreich, nur wenige kehren öfters wieder. Inhaltlich bewegen sie sich von kurzen Sprüchen, die manchmal wie ein Atemholen nach schwieriger philosophischer Untersuchung anmuten, manchmal auch nur kurz ihren Inhalt zusammenfassen, bis zu den hinreißend großen Hymnen, wie sie in der nachklassischen lateinischen Sprache wohl ihresgleichen nicht haben.

Die ersten Kapitel zeigen uns den Dichter tief in das Wirrsal des Schmerzes versenkt. Als Ärztin tritt die Philosophie zu dem seelisch schwer Erkrankten, mit ärztlicher Würde sibt sie die verweichlichenden Museen von seinem Lager und läßt sich, als er sie erkennt, auf das Ende desselben nieder; ärztlich sind ihre Bilder und als Arzt verlangt sie, daß er ihr den Grund seiner Klagen offenbaren möge. Das gibt Boethius Gelegenheit, sein Leben, seinen Sturz, den Grund seines Hierseins an diesem Orte öder Verbannung zu berichten. Noch herrschen hier Zorn und Abscheu über das Böse und das bittere Unrecht, das man ihm getan, vor, wir werden mitten hinein geführt in das wogende Leben der Zeit. In dem großen Gedicht «Schöpfer des sternenfunkelnden Kreises» geht aber Boethius weit über das einzelne Unrecht hinaus, das man ihm angetan hat. Die Sache des Guten überhaupt und damit der Philosophie scheint ihm auf dem Spiele zu stehen. Er spürt das Furchtbare, daß der Mensch keinen Anteil an dem befriedeten durch unverbrüchliche Gesetze gebundenen Zustand der Sternensphären hat. Aber die Ärztin kann doch zum Schluß des ersten Buches schon die Diagnose der Krankheit feststellen: Weil du von Vergessenheit deiner selbst verwirrt bist, fühlst du dich schmerzlich verbannt und deiner Güter beraubt. Weil du nicht weißt, was der Endzweck der Dinge ist, hältst du nichtswürdige Scurken für mächtig und glücklich. Weil du vergessen hast, mit welchen Mitteln die Welt regiert wird, urteilst du, daß diese Wechselfälle des Glücks

ohne Lenker umberwogen. — Doch noch muß der Kranke mit milderen Mitteln behandelt werden. Daß die Glücksgöttin sich ihm so falsch erwiesen, darin sieht er selbst den Grund für seinen Kummer. Das ganze zweite Buch untersucht daher das Wesen der Fortuna. In den beiden ersten Kapiteln wird ihr Charakter, der Unbeständigkeit an sich ist, aufgezeigt, im zweiten wird sie selbst redend und sich verteidigend eingeführt: «Streite doch vor jedem beliebigen Richter mit mir über den Besitz der Schätze und Würden; und wenn du zeigen kannst, daß irgend etwas davon Eigentum irgendeines Menschen sei, so will ich gerne zugeben, daß das, was du zurückforderst, dein gewesen ist.» Aber noch ist das Gemüt des Kranken nicht beruhigt; als im dritten Kapitel ihm die Philosophie die Glücksgüter, die ihm das Leben überreich gespendet hatte, aufzählt, antwortet er: «Das gerade quält in der Erinnerung noch bestiger, denn bei jeder Widerwärtigkeit des Geschicks ist das die unseligste Art des Unglücks, glücklich gewesen zu sein.» Mit fast den gleichen Worten läßt Dante Francesca von Rimini ihren Schmerz im «Inferno» ausdrücken. Die Ärztin aber führt ihn nun einen Schritt weiter, sie zählt ihm die Schätze auf, die er noch besitzt. Diese Betrachtung beruhigt ihn nun so weit, daß von der persönlichen Not der Blick auf den Wert der Glücksgüter überhaupt gerichtet werden kann. In der zweiten Hälfte dieses streng parallel aufgebauten Buches werden nun die einzelnen von den Menschen als Glücksgüter angesehenen Gaben, als Reichtum, Würden, Ruhm, Vergnügen aufgezählt und ihre Nichtigkeit in oft prächtigen Bildern mit folgerichtigen Vernunftgründen bewiesen. Somit werden, nachdem das Persönliche abgetan ist, die ersten Stufen der Leiter langsam erklimmen. Und als dieses Buch mit dem herrlichen Hymnus auf die göttliche Liebe, die das Weltall regiert, schließt, da verlangt der Genesende, «von der Macht der Gedanken und der Holdseligkeit des Gesanges erquickt», nun selbst nach den anfangs versprochenen kräftigeren Heilmitteln. So beginnt das dritte Buch damit, daß die Philosophie ihm wenigstens von weitem das wahre Glück, von dem sein Geist träumt, zeigen kann. Alle Menschen, be-

lehrt sie ihn, streben nach Glück, aber die meisten suchen es auf falschem Wege, da der Irrtum sie verblendet; alle einzelnen Glücksziele haben wohl etwas Erstrebenswertes in sich, aber vereinzelt kehren sie sich zum Mangel und können daher nicht nur nicht Glück bringen, sondern werden zum Verderben der Irrenden. Wieder wird das an den einzelnen Glücksgütern im größten Teil des dritten Buches bewiesen. Aber mit dem elften Metrum wird die Seele in dem wunderbaren Gebet wie mit plötzlichem Aufschwung in die Höhe gerissen. Nach dem Vorbild des Platon im Timaios, sagt die Philosophie, wollen wir den Vater des All anrufen, damit er uns Kraft für den kommenden Aufstieg gibt. So gewiß die Gedanken dieses Gebetes von dem kosmischen Mythos des Timäus befruchtet sind, so schwingt doch ein Neues durch diese Rhythmen; scheinen sie auch weltfern von jedem christlichen Dogma, so fühlt man doch in der Innigkeit der besetzten Sprache die Nähe christlicher Hymnen. Damit ist der Blick von dem Geschaffenen zum Schöpfer, vom Irdischen zum Himmlischen emporgelenkt. Er, der Schöpfer, trägt das Glück, das alle Menschen erstreben, als Ganzes in der Einheit seines Wesens. Nach Einbeit strebt die ganze Natur, Gott aber ist Einbeit und Glückseligkeit, so strebt alles zu Gott. «Er also ist das höchste Gut, der alles kraftvoll regiert und sanft ordnet.» Das Schlechte ist nichts, da Gott nichts Schlechtes tun kann. Hiermit aber wird ein neues Problem aufgerollt, das Boetius in neue Verwirrung stürzt. Auf die hange Frage: wie kann Gott, der das Höchste Gute ist, das Schlechte dulden, dulden, daß die Schlechten mächtig sind und die Guten unterdrücken? antwortet die Philosophie: «Die Guten sind immer stark und mächtig, die Bösen aber schwach und machtlos.» Daß alle nach der Glückseligkeit streben, war zugegeben. «Die Guten aber streben danach und erreichen ihr Ziel auf naturgemäßem Wege, die Schlechten aber irren auf naturwidrigem Wege.» «Es ist eine fast unvermischt platonische Ethik, wie sie im Gorgias entwickelt wird, die in diesem Buch vorgetragen wird, mit einigen feinen christlichen Retuschen und an Feinheit und Lebendigkeit des Dialogs auch echt platonisch. Dieser siegesgewisse

Idealismus, der den eignen Tod und den Untergang der ganzen Kultur vor Augen sich so zuverlässig tröstet, daß allein das Gute Macht besitze und das Schlechte die Strafe in sich trage, hat etwas Grandioses» (Gothein). Wie viel aber, was Boetbius gerade hier von Platon empfangen und doch in seiner Weise eigen gestaltet und neu geschaffen hat, durfte er wieder in die Jahrhunderte weiter geben. Der großartige Gedanke: die Schlechten sind nicht nur nicht mächtig, sie sind überhaupt nicht, sie tragen zwar menschlichen Körper, aber eine Tierseele wohnt in ihnen, durfte wieder in Dante zünden, als er im «Inferno» die Seelen der Verdammten siebt, die noch auf Erden in menschlichem Körper wandeln. Platon läßt Sokrates im Gorgias mit seiner Lehre nur den Übermut unfrommer Menschen dämpfen, die da meinen, daß die Bösen, weil sie mächtig scheinen, auch glücklich seien, Boetbius aber siebt die Lösung in der Blödigkeit des Menschenauges überhaupt, das die wahre Ordnung der Dinge nicht erkenne. So werden wir im zweiten Teil des dritten Buches zu der großen Untersuchung über Schicksal und Vorsehung geführt. Auch dieses ist eine Frage, die die Zeit auf das tiefste bewegte, besonders die Neuplatoniker Plotin und Proklos hatten sie immer wieder zu lösen versucht. Boetbius' klare, scharf geschliffene Sprache aber hebt das Problem fast bis in moderne Gedanken hinein: Vorsehung und Schicksal, zwei Namen, die dasselbe von zwei verschiedenen Seiten aus betrachten. Was die Vorsehung dem ewig unbewegten Göttlichen zugewandt, das ist das Schicksal für das immer bewegte Irdische, es ist die Wirkung der Vorsehung in das Irdische hinein. Seltsam mutet das siebente letzte Kapitel des vierten Buches an, es scheint ein Rückblick auf schon Erreichtes; der Schluß aber verrät die Absicht, es ist noch einmal das Aufflackern römischer «Virtus», der Manneskraft, die alte herrscherliche Haltung: Nicht dem Müßigen, Verzagten wird das Schicksal sich neigen, «ein jedes Schicksal, das raub scheint, straft, wenn es nicht übt oder bessert», und an die Mühsalen und Arbeiten der Heroen, besonders des Hercules anknüpfend, schließt es: «Nur dem Erdbesieger winken die Sterne.» — Aus der Wesensbestimmung der Vorsehung wächst

nun das letzte Buch heraus, «das mit seinem ungestümen Drang und hohen Flug das Problem behandelt, das jener Generation von Augustinus bis Boetbius auf dem Herzen lag: die Willensfreiheit» (Gothein). Noch einmal drängt sich ein heftiger, wohl der schwerste Zweifel auf: Wie ist Willensfreiheit mit Vorsehung zu vereinigen? Ein ganzes Kapitel braucht Boetbius, um seine Einwände auseinanderzusetzen. Aber auch hier ist die Antwort: Menschliche Kurzsichtigkeit reicht nicht an die ewige Klarsicht der Vorsehung heran. Die Untersuchungen des vierten Kapitels muten uns fast wie eine Vorausnahme Kantischer Gedanken an, nicht in den Dingen liegt die Fähigkeit, sie zu erkennen, sondern in den Fähigkeiten des Erkennenden. Anders erkennen die Sinne, anders die Einbildungskraft, anders die Vernunft, anders die göttliche Intelligenz. Diese vierfachen Erkenntnisvermögen steigen so auf, daß die höhere die niedere umgreift, die niedere aber die höhere nicht fassen kann. Den Menschen sind drei dieser Fähigkeiten zu eigen, die göttliche Intelligenz aber kann der Mensch nur abend schauen. Und so haben wir uns der höchsten Stufe, die die Führerin Philosophie ihren Schüler ersteigen läßt, ihrem höchsten Trost. Das Schlußkapitel, das Zeit und Ewigkeit in ihrem Wesen zu entüllen versucht, hat als das berühmteste die größten Geister des Mittelalters zur Bewunderung fortgerissen und angefeuert. «Alles was in der Zeit lebt, geht als ein Gegenwärtiges von der Vergangenheit zur Zukunft, das Morgige erfaßt es noch nicht, das Gestrige hat es schon verloren, und auch im heutigen Leben lebt ihr nicht weiter als in diesem beweglichen, vorübergehenden Augenblick ... Was aber die ganze Fülle des unbegrenzten Lebens gleichmäßig erfaßt und besitzt, wem weder etwas an dem Zukünftigen abgeht, noch im Vergangenen verfließen ist, das wird mit Recht als ewig angesehen.» Hierbei wird auch das Problem der anfang- und endlosen Welt, die Aristoteles und Platon wenn auch in verschiedener Weise behaupten, behandelt. Boetbius will sie nicht ewig im göttlichen Sinne nennen; denn wenn sie auch im Fluß der Zeit unbegrenztbar ist, so fehlt ihr doch die noch nicht durchlebte Zukunft; so will er der Welt nur, «Dauer» zubilligen.

Gott aber ist ewig, denn in seiner Einfachheit erschaut er mit einem Blick das Vergangene und Zukünftige als seine Gegenwart. Hierin werden nun auch die letzten Zweifel des freien Willens gelöst: Der Handelnde ist frei zu wollen oder nicht zu wollen in der Zeit, vor der göttlichen Ewigkeit aber ist alles notwendig so wie es geschieht: «denn Gott in seiner einfachen Gegenwart erschaut ja nicht nur deine zukünftige Tat, sondern auch deinen freien Willen, es zu tun.» Mit diesem Gedanken, der zu den eigensten des ausgehenden Altertums gehört, überwindet Boethius den Denkwiespalt zwischen göttlichem Vorwissen und freiem Willen, der seit Origines und Augustinus die Gemüter bewegt hatte, und er öffnet hier einen gangbaren Weg, dem sich die kirchliche Lehre anvertrauen konnte, und auch Boethius findet die eigene Beruhigung in seiner Philosophie. «Darum mußt du mit freiem Willen das Laster meiden, die Tugend üben und dich im Gebet zum Höchsten erheben. So ist euch eine große Notwendigkeit der Redlichkeit auferlegt, denn ihr handelt unter den Augen eures alldurchschauenden Richters.» So schließt das Werk! Nahm ihm ein grausamer Tod den Griffel aus der Hand? Hatte er noch mehr zu sagen? Kaum, denn die höchste Staffel war erstiegen. Nur einmal noch hatte eine ähnlich erschütternde Stunde für die Weltliteratur geschlagen, als der große Lehrer des Boethius, Platon, es unternahm, im Phaidon im Tod des Sokrates «seinen Sieg» zu schildern. Hätte aber Boethius mit göttlichem Auge die Zukunft als Gegenwart schauen können, so hätte er Jahrhunderte später eine Stunde sehen können, in der der größte Dichter aus seinem nachlebenden Volke, in der Dante, selbst in trostlosen Schmerz versenkt durch den Tod «des Entzückens meiner Seele», dies Büchlein in die Hand bekam, «um mich zurückzuwenden zu dem Wege, welchen ein anderer Trostloser eingeschlagen hatte. Und wie es nun geschieht, daß jemand Silber sucht und Gold findet, welches ihm eine verborgene Ursache nicht ohne göttliches Walten darbietet, so fand ich, der ich mich zu trösten suchte, nicht nur ein Heilmittel für meine Tränen, sondern Worte von Autoren, Wissenschaft und Büchern, bei deren Betrachtung

ich wohl urteilen mußte, daß die Philosophie als ihre Herrin ein sehr hohes Ding sein mußte. Und ich dachte sie gestaltet als eine edle Frau, ich konnte sie in keinem anderen Verbalten als dem der Barmherzigkeit sehen, und mein Sinn für Wahrheit schaute sie so an, daß ich meinen Blick kaum von ihr wenden konnte». Damals hat sich diese «gentilissima Donna» mit dem Bilde Beatricens trostreich im Göttlichen Gedicht verbunden. Zu Dante, der nach seinem eigenen Geständnis den entscheidenden Antrieb seiner künstlerisch-menschlichen Entwicklung von Boethius empfing, leitet eine ununterbrochene Tradition in der Frühscholastik und dem mittelalterlichen Humanismus, in dem der Trieb zu Platon und die universale Synthese religiös-moralischer und kosmologischer Betrachtung vor allem durch Boethius aufrechterhalten wird. Von Dante ausgehend, empfängt dann über Petrarca, Boccaccio und Cola di Rienzo die Renaissance entscheidende Anregungen, die in Johannes von Saaz, dem Verfasser des «Ackermann aus Böhmen», auch die neue deutsche Sprachkunst beeinflusst haben.

Wieviele Trostbedürftige sich an dem Troste der Philosophie aufgerichtet, davon erzählen die zahlreichen Übersetzungen in alle Sprachen, mit deren Häufigkeit sich nur einige biblische Bücher messen können; auch von Handschriften werden noch heute über vierhundert gezählt, die vom zehnten Jahrhundert an auf uns gekommen sind. Sie sind ein äußeres Zeichen von der Bedeutung unseres Werkes für das Mittelalter. Wie es seine Gedankenwelt beeinflusst, ihr Richtung gegeben, sie gestaltet hat, kann auf kurzem Raum nur andeutungsweise berührt werden, so verlockend eine solche Aufgabe auch sein mußte.

So möge diese Ausgabe und die Übersetzung, wie sie dem Übersetzer selbst sein ganzes Leben hindurch ein Leitstern gewesen, sich auch für unsere Zeit Freunde und neue Wirksamkeit erwerben.

MARIE LUISE GOTHEIN

ERSTES BUCH

Der ich Gesänge vordem in blühendem Eifer vollendet,
Wehe, wie drängt das Geschick traurige Weisen mir auf.
Also schreiben mir vor voll Schmerz die verwundeten Musen,
Tränen von echtestem Leid haben ihr Antlitz genetzt.
Konnte sie doch allein der Schrecken nimmer besiegen,
Als Gefährten nur sie folgten allein meinem Pfad.
Was die Zierde einst war glücklich blühender Jugend,
Ist dem trauernden Greis Trost noch in Todesgefahr.
Unvermutet erschien vom Leide beschleunigt das Alter,
Jahre häufte der Schmerz auf das ermüdete Haupt.
Von dem Scheitel zu früh ergrauend wallen die Locken,
Schlafl' erzittert und welk mir am Leibe die Haut.
Seliger Tod, der sich nicht drängt in die Freuden der Jugend,
Der dem Trauernden nur häufig gerufen erscheint.
Ach er wendet sein Ohr verschlossen dem Flehen der Armen,
Grausam weigert er stets Ruhe dem weinenden Aug'.
Schon da das wankende Glück noch flüchtige Güter spendet,
Schien das Haupt mir versenkt fast in der Stunde der Angst.
Jetzt da es wolkenverhüllt das trügende Antlitz gewendet,
Da mir das Leben verhaßt, schleppt sich unselig die Zeit.
Warum prieset ihr einst mich oft so glücklich, o Freunde?
Wer so stürzte, der stand niemals auf sicherem Fuß.

Während ich solches schweigend bei mir selbst erwog und meine tränenvolle Klage mit Hilfe des Griffels aufzeichnete, schien es mir, als ob zu meinen Häupten ein Weib hinträte von ehrwürdigem Antlitz, mit funkelndem und über das gewöhnliche Vermögen der Menschen durchdringendem

Auge, von leuchtender Farbe und unerschöpfter Jugendkraft, obwohl sie so bejahrt war, daß sie in keiner Weise unserem Zeitalter anzugehören schien. Ihr Wuchs war von wechselnder Größe; denn jetzt zog sie sich zum gewöhnlichen Maß der Menschen zusammen, jetzt aber schien sie mit dem Scheitel den Himmel zu berühren; und als sie noch höher ihr Haupt emporhob, ragte sie in den Himmel selbst hinein und entzog sich so dem Blick der Menschen. Ihr Gewand war von feinstem Gespinnst und mit peinlicher Kunstfertigkeit aus unzerstörbarem Stoff gefertigt; sie hatte es, wie ich später aus ihrem eignen Munde erfuhr, mit eigener Hand gewebt. Seinen Glanz hatte wie bei rauchgeschwärzten Bildern ein trüber Anflug von Vernachlässigung und Alter überzogen. An seinem untersten Rande las man eingewebt ein griechisches II, an seinem obersten aber ein Θ. Und zwischen beiden Buchstaben schienen wie an einer Leiter etliche Stufen eingezeichnet, die von dem unteren zum oberen Schriftzug emporstiegen. Doch hatten dieses selbe Kleid die Hände einiger Gewalttätiger zerfetzt, und jeder hatte ein Stückchen nach Vermögen weggeschleppt. Ihre Rechte endlich trug Bücher, ihre Linke aber ein Szepter.

Als sie die Dichtermusen, die mein Lager umstanden und meiner Tränenflut Worte liehen, erblickte, sprach sie etwas erregt, entflammt mit finsternen Blicken: Wer hat diesen Dirnen der Bühne den Zutritt zu diesem Kranken erlaubt, ihnen, die seinen Schmerz nicht nur mit keiner Arznei lindern, sondern ihn obendrein mit süßem Gifte nähren möchten? Sind sie es doch, die mit dem unfruchtbaren Dornestrüpp der Leidenschaften die fruchtreiche Saat der Vernunft ersticken, die der Menschen Seelen an die Krankheit gewöhnen, nicht sie davon befreien. Wenn eure Schmeichelreden einen Uneingeweihten, wie es

gemeinhin durch euch geschieht, ablenken, so würde ich das für minder lästig halten, denn bei ihm würden unsere Mühen nicht verletzt. Doch dieser ist er nicht mit den Studien Eleas und der Akademie ernährt worden? Drum hinweg ihr Sirenen, die ihr süß seid bis zum Verderben, überlaßt ihn meinen Musen zur Pflege, zur Heilung!

So gescholten senkte jener Chor tief bekümmert die Blicke, Erröten verriet ihre Scham, so gingen sie traurig über die Schwelle hinaus. Ich aber, dessen tränenüberströmtes Antlitz ein Nebel hüllte, so daß ich nicht unterscheiden konnte, wer diese Frau von so gebietender Würde sei, verstummte, heftete mein Auge auf die Erde und begann schweigend abzuwarten, was sie nun weiter tun werde. Da trat sie näher an mich heran, setzte sich auf das Ende meines Bettes, blickte auf mein tränen-schweres, auf die Erde geneigtes Antlitz und klagte in folgenden Versen über die Verwirrung meines Geistes:

Wehe wie sinkt zum Grund nieder die Seele;
Also erschläfft, vergißt eigenen Licht's sie,
Sucht mit schwankendem Schritt draußen das Dunkel;
Und vom irdischen Hauch immer vermehret
Wächst bis zum Übermaß nagende Sorge!
Und einst war sie gewöhnt Räume des Himmels
Zu ätherischem Flug frei zu durchmessen,
Schaute das rosige Licht frühe der Sonne,
Blickt' auf den frostigen Glanz spät noch des Mondes,
Wie der wandelnde Stern zieht seine Bahnen,
In verschlungenem Kreis wieder zurückkehrt,
Hatt' er in Zahlen gefaßt, hier auch ein Sieger.

Quin etiam causas, unde sonora
 Flamina sollicitent aequora ponti,
 Quis volvat stabilem spiritus orbem,
 Vel cur Hesperias sidus in undas
 Casurum rutilo surgat ab ortu,
 Quid veris placidas temperet horas,
 Ut terram roseis floribus ornet,
 Quis dedit, ut pleno fertilis anno
 Autumnus gravidis influat uvis,
 Rimari solitus atque latentis
 Naturae varias reddere causas:
 Nunc iacet effeto lumine mentis
 Et pressus gravibus colla catenis
 Declivemque gerens pondere vultum
 Cogitur heu stolidam cernere terram.

Sed medicinae, inquit, tempus est quam querelae.
 Tum vero totis in me intenta luminibus: Tune ille
 es, ait, qui nostro quondam lacte nutritus, nostris
 educatus alimentis in virilis animi robur evaseras?
 Atqui talia contuleramus arma, quae, nisi prior abie-
 cisses, invicta te firmitate tuerentur. Agnoscisne me?
 Quid taces? Pudore an stupore siluisti? Mallem pu-
 dore, sed te ut video stupor oppressit. Cumque me
 non modo tacitum sed elinguem prorsus mutumque
 vidisset, ammovit pectori meo leniter manum et:
 Nihil, inquit, pericli est, lethargum patitur, commu-
 nem illusarum mentium morbum. Sui paulisper
oblitus est, recordabitur facile, si quidem nos ante
cognoverit. Quod ut possit, paulisper lumina eius

Forschte die Gründe er doch, welche das Brausen
 Regeln des Sturms, der tief aufwühlt die Meerflut,
 Welch ein geistiger Hauch umdreht den Erdkreis,
 Was das Abendgestirn senkt in des Westens
 Meereswogen und früh rötlich im Ost hebt,
 Was die Tage im Lenz angenehm mildert,
 Daß die Erde sich schmückt rosig mit Blüten,
 Wer es macht, daß der Herbst schwanger von Früchten
 Überfließt, bis zuletzt schwellend von Trauben.
 Alles hat er erforscht, bis zur verborgnen,
 Wechselreichen Natur Gründe gelangt er!
 Und nun ist ihm des Geist's Leuchte erloschen,
 Und den Nacken im Druck enger Ketten
 Zwingt die wuchtende Last nieder den Blick ihm,
 Wehe nur dich zu schau'n, törichte Erde!

Jedoch, sagte sie, hier ist Arznei mehr am Platz als Klage.
 Dann aber richtete sie das Auge voll auf mich und sprach:
 Bist du es, der du einst mit unserer Milch genährt, mit un-
 serer Speise erzogen, zu mannbarer Geisteskraft gereift warst?
 Hatten wir dir doch Waffen gegeben, die dich, hättest du sie
 nicht vorher fortgeworfen, durch ihre nie besiegte Festigkeit
 beschützt hätten. Erkennst du mich nun? Warum schweigst
 du? Bist du vor Scham oder vor Staunen verstummt? Lieber
 wollte ich vor Scham, aber ich sehe, Staunen hat deine Zunge
 gelähmt. Und wie sie mich nicht bloß schweigend, sondern
 völlig sprachlos sah, legte sie ihre Hand sanft auf meine Brust:
 Es ist keine Gefahr, sagte sie, er leidet an schlaffer Abspannung,
 der gewöhnlichen Krankheit verblendeter Geister. Er hat ein
wenig seiner selbst vergessen, er wird sich leicht auf sich be-
sinnen, wenn er zuvor uns erkannt hat. Auf daß er dies könne,
 wollen wir ein wenig seine Augen abwischen, die trüb sind von

mortalium rerum nube caligantia tergamus. Haec dixit oculosque meos fletibus undantes contracta in rugam veste siccavit.

Tunc me discussa liquerunt nocte tenebrae
Luminibusque prior rediit vigor.
Ut, cum praecipiti glomerantur nubila Coro
Nimborisque polus stetit imbribus,
Sol latet ac nondum caelo venientibus astris,
Desuper in terram nox funditur;
Hanc si Threicio Boreas emissus ab antro
Verberet et clausum reseret diem,
Emicat et subito vibratus lumine Phoebus
Mirantes oculos radiis ferit.

Haud aliter tristitiae nebulis dissolutis hausi caelum
et ad cognoscendam medicantis faciem mentem recepi.
Itaque ubi in eam deduxi oculos intuitumque defixi,
respicio nutricem meam, cuius ab adulescentia laribus
obversatus fueram, Philosophiam. Et: Ouid, inquam, tu in has exsilii nostri solitudines, o omnium
magistra virtutum, supero cardine delapsa venisti?
An ut tu quoque mecum rea falsis criminationibus agiteris?

An, inquit illa, te, alumne, desererem nec sarcinam,
quam mei nominis invidia sustulisti, communicato tecum labore partirer?
Atqui Philosophiae fas non erat incomitatum relinquere iter innocentis Meam
scilicet criminationem vererer et quasi novum aliquid accideret,
perhorrescerem? Nunc enim primum censes

der Umwölkung irdischer Dinge. So sprach sie und trocknete mit ihrem gefalteten Gewand meine von Tränen strömenden Augen.

Da verließ mich das Dunkel, es wichen die nächtlichen Nebel,
Frühere Kraft rückkehrte den Augen.
Wie vom Nordwestwind getrieben die stürmischen Wolken
Regenverschleiert am Himmelsgewölbe [sich ballen,
Sich die Sonne verbirgt, kein Sternbild am Himmel aufsteigt,
Wenn auf die Erde dunkle Nacht sinkt;
Dann aus thrasischer Höhle gesandt sie Boreas aufpeitscht
Und den verschlossenen Tag wieder aufzut,
Phöbus zuletzt hervortritt und Pfeile des Lichtes schleudert,
Stauende Augen die Strahlen verwunden.

Nicht anders zerstreute sich mir der Nebel der Traurigkeit,
ich sog den Anblick des Himmels ein, gewann meine Besinnung
wieder und erkannte das Antlitz meiner Ärztin. Als ich nun die
Augen auf sie wandte, meinen Blick auf sie heftete, sah ich meine
Nährerin wieder, an deren Herde ich von Jugend auf erwachsen war,
die Philosophie. Und wie, sprach ich, du bist in diese Einsamkeit
meines Kerkers gekommen, du, die Meisterin aller Tugend, hast dich
von deinem hohen Wohnsitz herabgelassen? Oder bist du mit mir
angeklagt, wirst auch du von falschen Anschuldigungen verfolgt?
Sollte ich dich meinen Zögling verlassen, antwortete jene, sollte
ich nicht die Bürde, die du um meines verhaßten Namens willen
auf dich genommen hast, in gemeinsamer Mühe mit dir teilen?
Es war die Pflicht der Philosophie, den Weg des Unschuldigen
nicht unbegleitet zu lassen; ich sollte die Anschuldigung meiner
selbst scheuen und vor ihr zurückschrecken, als ob es etwas Neues
wäre? Meinst du denn, daß erst jetzt,

apud improbos mores lacessitam periculis esse sapientiam? Nonne apud veteres quoque ante nostri Platonis aetatem magnum saepe certamen cum stultitiae temeritate certavimus? Eodemque superstite praeceptor eius Socrates iniustae victoriam mortis me astante promeruit? Cuius hereditatem cum deinceps Epicureum vulgus ac Stoicum ceterique pro sua quisque parte raptum ire molirentur meque reclamantem renitentemque velut in partem praedae traherent, vestem, quam meis texueram manibus, disciderunt abreptisque ab ea panniculis totam me sibi cessisse credentes abiere. In quibus quoniam quaedam nostri habitus vestigia videbantur, meos esse familiares imprudentia rata nonnullos eorum profanae multitudinis errore pervertit.

Quodsi nec Anaxagorae fugam nec Socratis venenum nec Zenonis tormenta, quoniam sunt peregrina, novisti, at Canios at Senecas at Soranos quorum nec pervetusta nec incelebris memoria est, scire potuisti. Quos nihil aliud in cladem detraxit, nisi quod nostris moribus instituti studiis improborum dissimillimi videbantur. Itaque nihil est, quod admirare, si in hoc vitae salo circumflantibus agitemur procellis, quibus hoc maxime propositum est pessimis displicere. Quorum quidem tametsi est numerosus exercitus, sperendus tamen est, quoniam nullo duce regitur, sed errore tantum temere ac passim lymphante raptatur. Qui si quando contra nos aciem struens valentior incuberit, nostra quidem dux copias suas in arcem contrahit, illi vero circa diripiendas inutiles sarcinulas

wo die Sitten verderbt sind, die Weisheit von Gefahren bedrängt sei? Haben wir nicht auch bei den Alten schon vor der Zeit unseres Plato oft den großen Kampf mit der Unbesonnenheit der Dummheit gekämpft? Dieser zwar blieb leben; hat aber nicht sein Lehrer Sokrates mit meinem Beistand in ungerechtem Tod den Sieg errungen? Als dann dessen Erbschaft der epikureische und stoische Pöbel und alle andern jeder sein Teil zu rauben trachteten, als sie mich trotz Widerspruchs und Widerstrebens wie ein Beutestück hin- und herzerzten, zerrissen sie mein Gewand, das ich mit eignen Händen gewebt hatte. Fetzen rissen sie von ihm ab und gingen davon im Glauben, daß ich ihnen ganz gehöre. Und da man noch einige Spuren meiner Tracht an ihnen entdeckte und sie daher für meine Freunde hielt, so hat selbst einige von ihnen, ihrer Unklugheit überführt, der Irrtum der gemeinen Menge ins Verderben geführt.

Wenn du aber auch nichts von Anaxagoras' Flucht, von Sokrates' Giftbecher, von der Folter des Zeno gehört hättest, sie sind ja Fremde, so würdest du doch von einem Canius, einem Seneca, einem Soranus, deren Andenken nicht gar so alt und nicht unberühmt ist, etwas wissen können. Sie hat nichts anderes ins Verderben gestürzt, als daß sie, erzogen in unseren Sitten, den Bestrebungen der Schlechten so ganz unähnlich erschienen. Daher brauchst du dich nicht zu wundern, wenn wir von den Stürmen, die auf der hohen See dieses Lebens hin und her wehen, umgetrieben werden, wir, deren oberster Grundsatz ist, den Schlechten zu mißfallen. Aber wenn auch deren Heer zahllos ist, es ist dennoch zu verachten, es wird von keinem Feldherrn gelenkt, sondern nur von ungefähr vom wahnsinnigen Irrtum hin und her getrieben. Wenn dieser wieder einmal seine Reihen gegen uns aufstellt, uns kräftiger bedroht, dann zieht unsere Führerin ihre Truppen in die Burg zusammen und jene geben sich mit der Plünderung unnützen

occupantur. At nos desuper irridemus vilissima rerum
 quaeque rapientes securi totius furiosi tumultus
 eoque vallo muniti, quo grassanti stultitiae aspirare
 fas non sit.

Quisquis composito serenus aevo
 Fatum sub pedibus egit superbum
 Fortunamque tuens utramque rectus
 Invictum potuit tenere vultum,
 Non illum rabies minaeque ponti
 Versum funditus exagitantis aestum
 Nec ruptis quotiens vagus caminis
 Torquet fumificos Vesaevus ignes
 Aut celsas soliti ferire turres
 Ardentis via fulminis movebit.
 Quid tantum miseri saevos tyrannos
 Mirantur sine viribus furentes?
 Nec speres aliquid nec extimescas,
 Exarmaveris impotentis iram.
 At quisquis trepidus pavet vel optat,
 Quod non sit stabilis sui que iuris,
 Abiecit clipeum loco que motus
 Nectit, qua valeat trahi, catenam.

Sentisne, inquit, haec atque animo illabuntur tuo?
 An ὄνος λύρας? Quid fles, quid lacrimis manas? Ἐξάουδα,
 μὴ κενῶθε νόω. Si operam medicantis exspectas, oportet
 vulnus detegas.

Tum ego collecto in vires animo: Anne adhuc eget
 admonitione nec per se satis eminent fortunae in nos
 saevientis asperitas? Nihilne te ipsa loci facies movet?

Gepäck's ab. Wir aber, wenn sie das erbärmliche Zeug mit Gier
 rauben, lachen von oben über sie, und sicher sind wir vor dem
 Getümmel der Wütenden, denn uns schützt ein Wall, nach
 dem die überhandnehmende Dummheit nicht trachten kann.

Wer mit heiterem Sinn das Leben ordnet,
 Wer das stolze Geschick sich zwingt zu Füßen,
 Wer das wechselnde Glück mit festem Auge
 So betrachtet, daß nie ihm zuckt die Wimper,
 Den beugt nimmer die Wut, das Dräu'n des Meeres,
 Das bis tief auf den Grund die Woge aufwühlt,
 Nie der Zorn des Vesuv, der immer neue
 Schlote reißend im Bauch die Flamme wirbelt;
 Der den ragenden Turm zermalmt, der Blitzstrahl
 Selbst, er wird seinen Geist niemals erschüttern.
 Und nun, Arme, bestaunt ihr feig Tyrannen,
 Die mit wildem Sinn nur kraftlos toben?
 Banne Hoffnung und Furcht, im Augenblicke
 Sinkt die Waffe des Zorns gelähmt darnieder.
 Doch wer, bebend das Herz, ob zagt ob wünschet,
 Nimmer steht er fest, ist nie sein eigen,
 Feige warf er den Schild, verließ die Reihe,
 Knüpft die Fessel sich selbst, die ewig bindet.

Empfindest du dies, sprach sie, dringt es in deinen Geist? Oder
 stellst du dich wie «der Esel zur Leier»? Warum strömen deine
 Tränen? «Sprich aus und verbirg es nicht im Geist.» Wenn
 du Hilfe des Arztes erwartest, so offenbare deine Wunde.

Da sammelte ich im Geiste alle meine Kräfte: Bedarf es jetzt
 noch der Ermahnung, tritt die Härte des Schicksals, das gegen
 mich wütet, nicht genugsam hervor? Erschüttert dich nicht
 schon der Anblick dieses Ortes? Ist das wohl jene Gelehrten-
 stube, die du dir als zuverlässigsten Wohnsitz an unserem

Haecine est bibliotheca, quam certissimam tibi sedem nostris in laribus ipsa delegeras? In qua mecum saepe residens de humanarum divinarumque rerum scientia disserebas? Talis habitus talisque vultus erat, cum tecum naturae secreta rimarer, cum mihi siderum vias radio describeres, cum mores nostros totiusque vitae rationem ad caelestis ordinis exempla formares? Haecine praemia referimus tibi obsequentes?

Atqui tu hanc sententiam Platonis ore sanxisti: «Beatas fore res publicas, si eas vel studiosi sapientiae regerent vel earum rectores studere sapientiae contigisset.»

Tu eiusdem viri ore hanc sapientibus capessendae rei publicae necessariam causam esse monuisti, ne improbis flagitiosisque civibus urbium relicta gubernacula pestem bonis ac perniciem ferrent. Hanc igitur auctoritatem secutus, quod a te inter secreta otia didiceram, transferre in actum publicae administrationis optavi. Tu mihi et, qui te sapientium mentibus inseruit, deus conscii nullum me ad magistratum nisi commune bonorum omnium studium detulisse. Inde cum improbis graves inexorabilesque discordiae et, quod conscientiae libertas habet, pro tuendo iure sprete potentiorum semper offensio.

Quotiens ego Conigastum in imbecilli cuiusque fortunas impetum facientem obvius excepi, quotiens Triggvillam regiae praepositum domus ab incepta, perpetrata iam prorsus iniuria dei, quotiens miseros, quos infinitis calumniis impunita barbarorum semper

Herde selber erwählt hattest, in der du dich so oft bei mir niederliebest und das Wissen von menschlichen und göttlichen Dingen mit mir erörtertest? War so meine Haltung, meine Miene, als ich mit dir der Natur Geheimnisse erforschte, als du die Bahnen der Gestirne mit dem Zirkel umschriebest, als du mein Wesen und den ganzen Plan meines Lebens nach dem Musterbilde einer höheren Ordnung formtest? Tragen wir nun solchen Lohn für unsern Gehorsam davon?

Und du hast mit eigenem Munde Platos Ausspruch bekräftigt: «Glücklich würden die Staaten sein, wenn die Philosophen sie lenkten, oder ihre Lenker sich der Philosophie befleißigten.» Aus desselben Mannes Munde hast du erklärt, daß es zwingender Grund für die Weisen sei, die Staatsleitung zu ergreifen, damit sie nicht Schurken und Verbrechern das Steuer der Städte überlassen und dadurch den guten Bürgern Unheil und Verderben bereitet werde. Diesem Geheiß bin ich gefolgt, und was ich von dir in abgeschiedener Muße gelernt hatte, habe ich in das Treiben der Staatsverwaltung zu übertragen gesucht. Du und Gott, der dich dem Geiste der Weisen gesellt hat, ihr seid mir Zeugen: nichts anderes hat mich zum Amte geführt, als das Streben, das allen Guten gemein ist. Daher jene schwere unversöhnliche Zwietracht mit den Unredlichen, daher — das danke ich der Freiheit des Gewissens — meine stete Nichtachtung bei den Mächtigen anzustoßen, wenn es galt das Rechte zu wahren.

Wie oft bin ich Königast entgegen getreten, wenn er gegen Schwache jeden Standes seine Angriffe richtete! Wie oft habe ich Triguilla, den Vorsteher des königlichen Haushaltes, von eingeleiteter, schon fast vollendeter Rechtsverletzung abgehalten! Wie oft habe ich mein Ansehen für die Armen eingesetzt, die immer durch die nie bestrafte Habgier der Barbaren gequält wurden, und habe sie vor Gefahr geschützt! Nie hat mich etwas vom Recht zum Unrecht abgelenkt. Daß die

Güter der Untertanen durch Räubereien der Privaten wie durch Steuern des Staates zugrunde gerichtet wurden, habe ich ebenso, wie die es litten, mit Schmerz empfunden. Als zur Zeit schwerer Hungersnot ein harter, ja unausführbarer Aufkauf befohlen war, der die Provinz Campanien in Mangel gestürzt haben würde, nahm ich im Interesse des allgemeinen Nutzens den Kampf mit dem Präfekten des Prätoriums auf, stritt vor dem Ohr des Königs und setzte es durch, daß die Lieferung nicht eingetrieben wurde. Den Consular Paulinus, dessen Güter die Hunde des Palastes schon mit Hoffnungen und Intrigen verschlangen, habe ich aus ihrem schnappenden Rachen gerettet. Daß den Consul Albinus die Strafe aus der voraus entschiedenen Anklage nicht treffe, habe ich mich dem Haß des Anklägers Cyprianus ausgesetzt. Habe ich so nicht Feindschaft genug auf mich gehäuft? Aber bei den andern hätte ich wohl sicherer sein sollen, ich, der ich mich bei den Höflingen aus Gerechtigkeitsliebe nie um meiner Sicherheit willen geschont habe.

Auf wessen Anzeige hin sind wir aber nun gestürzt? Einen Basilus, der längst aus dem königlichen Dienst weggejagt war, hat die Schuldenlast zur Anzeige unseres Namens getrieben. Dem Opilio und Gaudentius war wegen unzähliger verschlagener Betrügereien ein königliches Erkenntnis der Verbannung zugesprochen worden; als sie dann, nicht willens zu gehorchen, sich im Schutz heiliger Gebäude deckten, gab der König, als er dies erfuhr, den Befehl, wenn sie sich nicht innerhalb der vorgeschriebenen Zeit aus Ravenna entfernten, sollten sie an der Stirne gebrandmarkt und ausgetrieben werden. Glaubt man solcher Strenge noch etwas hinzufügen zu müssen? Doch etwas; an demselben Tage gaben dieselben Leute uns an, und die Anzeige unseres Namens wurde angenommen. Wie also? Haben das unsere Bestrebungen verdient? Oder hat jene die eben erfolgte Verurteilung zu glaubwürdigen Anklägern

umgeschaffen? So schämt sich Fortuna nicht nur nicht vor der angeklagten Unschuld, sondern auch nicht vor der Anklagenden Gemeinheit?

Aber du fragst nach der Hauptsache, welchen Verbrechens wir angeklagt sind? Wir sollen die Rettung des Senates gewollt haben. Du wünschest zu wissen auf welche Art? Wir werden beschuldigt, einen Angeber verhindert zu haben, Beweisstücke auszuliefern, durch die der Senat auf Majestätsbeleidigung angeklagt werden könnte. Wie entscheidest du nun, meine Lehrerin? Sollten wir das Verbrechen leugnen, um dir nicht zur Schande zu gereichen? Ja, ich habe es gewollt und werde niemals aufhören es zu wollen. Sollte ich gestehen? Aber die Bemühung den Angeber zu hindern hat aufgehört. Oder soll ich es ein Unrecht nennen, die Rettung jenes Standes gewünscht zu haben? Freilich, er hat es durch seine Beschlüsse über mich zustande gebracht, daß es jetzt ein Unrecht ist. Doch die sich stets selbst belügende Torheit kann die Verdienste der Tatsachen nicht verwandeln, und ich glaube nach Sokrates' Entscheidung, daß es nicht erlaubt sei, weder die Wahrheit zu verhehlen, noch die Lüge zuzulassen. Doch sei es wie es sei, ich überlasse es deinem und aller Weisen Urteil es abzuschätzen. Auch habe ich den wahren Verlauf der Sache, damit er der Nachwelt nicht verborgen bleibe, dem Griffel und damit dem Gedächtnis vertraut.

Was soll ich nun von den gefälschten Briefen sagen, in denen ich, wie die Beschuldigung lautet, die römische Freiheit erhofft habe? Der Betrug würde offen zutage liegen, wenn ich mich des Bekenntnisses des Angebers selbst, das doch in allen Rechtssachen die höchste Kraft hat, hätte bedienen dürfen. Denn wo läßt sich noch ein Rest von Freiheit hoffen? O daß er sich doch ließe! Ich hätte mit dem Wort des Canius geantwortet, der, als er von Gajus Caesar, dem Sohn des Germanicus, beschuldigt wurde, Mitwisser einer Verschwörung zu

consciis contra se factae coniurationis fuisse dicere-
tur: «Si ego, inquit, scissem, tu nescisses.»

Qua in re non ita sensus nostros maeror hebetavit, ut
impios scelerata contra virtutem querar molitos, sed
quae speraverint effecisse vehementer admiror. Nam
deteriora velle nostri fuerit fortasse defectus, posse
contra innocentiam, quae sceleratus quisque conce-
perit, inspectante deo, monstri simile est. Unde haud
iniuria tuorum quidam familiarium quaesivit: «Si
quidem deus», inquit, «est, unde mala? Bona vero unde,
si non est?»

Sed fas fuerit nefarios homines, qui bonorum omnium
totiusque senatus sanguinem petunt, nos etiam, quos
propugnare bonis senatuique viderant, perditum ire
voluisse. Sed num idem de patribus quoque mere-
bamur? Meministi, ut opinor, quoniam me dicturum
quid facturumve praesens semper ipsa dirigebas,
meministi, inquam, Veronae cum rex avidus exitii
communis maiestatis crimen in Albinum delatae ad
cunctum senatus ordinem transferre moliretur, uni-
versi innocentiam senatus quanta mei periculi securi-
tate defenderim. Scis me haec et vera proferre et in
nulla umquam mei laude iactasse. Minuit enim quo-
dam modo se probantis conscientiae secretum, quotiens
ostentando quis factum recipit famae pretium. Sed
innocentiam nostram quis exceperit eventus, vides.
Pro verae virtutis praemiis falsi sceleris poenas subimus
eccuius umquam facinoris manifesta confessio ita

sein, sagte: «Wenn ich darum gewußt hätte, so hättest du es
nicht gewußt.»

So hat der Kummer unsere Sinne nicht abgestumpft, daß ich
klagte, wenn die Gottlosen Freveltaten gegen die Tugend
planen, aber darüber wundere ich mich sehr, daß sie ihr Stre-
ben erreicht haben. Denn das Schlechte zu wollen liegt viel-
leicht in unserer Schwäche, aber daß gerade die Frevler ihre
Anschläge gegen die Unschuld unter Gottes Augen ausführen
können, das ist etwas Ungeheuerliches. Darum hat einer
deiner Vertrauten nicht mit Unrecht gefragt: «Gibt es einen
Gott, woher das Übel? Gibt es keinen, woher das Gute?»

Aber es mag ja nur recht und billig sein, daß die Nichtswürdi-
gen, die nach dem Blute aller Gutgesinnten und des ganzen
Senates lechzten, auch unser Verderben, da sie uns als Vor-
kämpfer der Guten und des Senates sehen, begehrten. Aber
haben wir auch dasselbe von den versammelten Vätern ver-
dient? Du erinnerst dich, glaube ich, denn du hast ja gegen-
wärtig stets selber alles, was ich sagen und tun wollte, gelenkt,
du erinnerst dich, sage ich, als zu Verona der König, rach-
gierig nach dem Untergang aller, die Majestätsanklage gegen
Albinus auf den ganzen Senat ausdehnen wollte, wie ich die
Unschuld des Senates auf Gefahr meiner eigenen Sicherheit
verteidigt habe. Du weißt, daß ich hiermit nur die Wahrheit
verkünde und daß ich mich niemals mit Selbstlob gebrüstet
habe. Denn das Geheimnis des Gewissens, das sich selber
brüstet, vermindert sich gewissermaßen, so oft es durch
Sehenlassen der Tat den Lohn des Ruhmes voraus nimmt.
Aber welcher Ausgang unserer Unschuld bereitet ist, siehst
du. Statt der Belohnung wahrer Tugend erdulden wir die
Strafe eines falschen Verbrechens, und hat wohl je das offene
Bekennnis irgendeiner Untat die Richter so einmütig in
Strenge gesehen, daß nicht einen der Gedanke an das Irren
des menschlichen Geistes oder an das allen Sterblichen un-

gewisse Schicksalslos günstig gestimmt hätte? Hätte es geheißen, daß wir die heiligen Tempel in Brand stecken, daß wir die heiligen Priester mit dem Schwerte vertilgen, allen Guten den Tod bereiten wollten, so hätte doch nur den Anwesenden, nur den Bekennenden, Überführten der Richter-spruch bestrafen dürfen. Nun werden wir aus einer Entfernung von etwa fünfhundert Meilen stumm und unverteidigt wegen allzugroßen Eifers für den Senat zu Tod und Ächtung verdammt. O über sie, die es verdienten, daß niemand eines gleichen Verbrechens überwiesen werden könnte!

Den Wert dieser Beschuldigung sahen auch die Ankläger selbst, und um sie durch Beimischung irgendeines Frevels zu schminken, erlogen sie, daß ich mein Gewissen um Würden zu erschleichen mit einem Sakrileg befleckt habe. Und doch hattest du, die du mir eingepflanzt bist, alle Begier nach irdischen Dingen aus der Stätte unseres Geistes vertrieben, und unter deinen Augen war es nicht möglich, daß für ein Sakrileg ein Platz blieb. Denn du flößtest täglich meinen Ohren und Gedanken jenes Pythagoreerwort ein: «Folge dem Gotte.» Und schlecht hätte gepaßt, daß ich, den du zu solcher Auszeichnung erhobst, ihn Gott ähnlich machtest, nach dem Schutz verworfener Geister haschen sollte. Außerdem verteidigen mich das unschuldige Innere meines Hauses, der Kreis ehrenhaftester Freunde, ein Schwiegervater, heilig und verehrungswürdig gleich wie du selbst gegen jeglichen Verdacht eines solchen Verbrechens. Aber o Frevel! Glaubwürdigkeit für ein solches Verbrechen schöpfen sie aus dir, und der Zauberei scheinen wir gerade darum nahezustehen, weil wir mit deinen Lehren getränkt, in deinen Sitten unterrichtet sind. So ist es denn nicht genug, daß mir die Ehrfurcht, die dir gebührt, nichts genutzt hat, vielmehr wirst du noch durch den Angriff auf mich verletzt. Aber als Gipfel aller unserer Leiden kommt noch hinzu, daß die Menge in ihrer

plurimorum non rerum merita, sed fortunae spectat eventum eaque tantum iudicat esse provisa, quae felicitas commendaverit. Quo fit, ut existimatio bona prima omnium deserat infelices. Qui nunc populi rumores, quam dissonae multiplicesque sententiae, piget reminisci. Hoc tantum dixerim ultimam esse adversae fortunae sarcinam, quod, dum miseris ali-quod crimen affingitur, quae perferunt, meruisse creduntur. Et ego quidem bonis omnibus pulsus, dignitatibus exutus, existimatione foedatus ob beneficium supplicium tuli. Videre autem videor nefarias sceleratorum officinas gaudio laetitiaque fluitantes, perditissimum quemque novis delationum fraudibus imminentem, iacere bonos nostri discriminis terrore prostratos, flagitiosum quemque ad audendum quidem facinus impunitate, ad efficiendum vero praemiis incitari, insontes autem non modo securitate, verum ipsa etiam defensione privatos. Itaque libet exclamare:

O stelliferi conditor orbis,
 Qui perpetuo nixus solio
 Rapido caelum turbine versas
 Legemque pati sidera cogis,
 Ut nunc pleno lucida cornu,
 Totis fratris obvia flammis
 Condat stellas luna minores,
 Nunc obscuro pallida cornu
 Phoebo propior lumina perdat.
 Et qui primae tempore noctis
 Agit argentes Hesperos ortus,

Schätzung nicht den Verdienst der Sache, sondern den Ausgang des Geschicks ins Auge faßt und nur das für vorgesehen hält, was das Glück auszeichnet. Daher rührt es, daß von allem zuerst der gute Ruf den Unglücklichen verläßt. Ich mag gar nicht daran denken, welche leeren Gerüchte und wie mannigfache widersprechende Meinungen jetzt im Volke umlaufen mögen. Nur eins will ich sagen: Das ist die äußerste Bürde widrigen Schicksals: Wenn sich an die Unglücklichen eine Beschuldigung heftet, so müssen sie das, was sie erdulden, auch verdient haben. So habe ich aus meinen Gütern vertrieben, meiner Würden entkleidet, in meinem Rufe geschändet für Wohltat das Todesurteil davongetragen. Es scheint mir, ich sehe die verruchten Werkstätten der Frevler, wie es in ihnen wogt von Jubel und Freude, und wie sie ganz verderbt mit neuem Betrug nach Anklagen trachten. Die Guten liegen danieder, hingestreckt vom Schrecken über unsere Gefahr; die Verruchten spornt Straflosigkeit, jede Schandtät zu wagen, und Belohnung, sie zu vollführen; die Unschuldigen aber sind beraubt nicht nur der Sicherheit, nein, sogar der Verteidigung. Darum will ich aufschreien:

Schöpfer des sternenfunkelnden Kreises,
 Der du vom ewigen Thron hernieder
 Lenkst den Himmel wirbelnden Schwunges,
 Zwingst Gestirne streng in Gesetze,
 Daß jetzt voll die leuchtende Scheibe
 Ab vom Strahle des Bruders gewendet,
 Luna auslöscht die kleineren Sterne,
 Dann erbleichend mit dunkelnder Sichel
 Phöbus näher einbüßt ihr Leuchten.
 Und was in erster nächtlicher Stunde
 Frostig aufwärts als Hesperus steigt,

Dann als Luzifer wechselt die Zügel,
Vor dem Aufgang des Phöbus erbleichend.
Wenn das Laub im Froste zerstoben,
Zwingst den Tag du in kürzere Schranken;
Und erscheint dann glühend der Sommer,
Treibst zur Eile du nächtliche Stunden;
Regelst mit deiner Macht die Gezeiten,
Jagt des Boreas' Brausen die Blätter,
Führt die zarten zurück der Zephir;
Was Arctur als Saaten gesehen,
Reift in Sirius' Glut zu Ähren.
Nichts ist frei von alten Gesetzen,
Nichts weicht ab von eigenen Bahnen.
Alles führst du zu sicheren Zielen,
Nur des Menschen Handeln verschmähst du,
In verdiente Maße zu zwingen.
Warum wechselt schlüpfrig das Glück uns
Immer die Lose? Es trifft Unschuld'ge
Oft die Strafe, dem Frevler gebührend.
Nahe den Thronen spreizen verderbte
Sitten sich, sie treten mit Füßen
Heilige Nacken, unseligen Wechsels.
Tugend birgt sich verstoßen im Finstern,
Leuchtend im Dunkeln, Gerechte leiden
Strafe des Bösen!
Nicht Betrug schadet ihnen, nicht Meineid,
Ausgeschmückt mit der Farbe der Lüge.
Da nach Belieben sie nützen die Kräfte,
Freut sie's, sich Könige zu bezwingen,
Die unzählige Völker fürchten.

O schau her auf die arme Erde,
 Der du knüpfst der Schöpfung Gesetze,
 Wir, nicht schlechtesten Teil deines Werkes,
 Treiben um auf dem Meer des Geschickes.
 Zähme die reißenden Fluten, o Herrscher,
 Wie du lenkst den unendlichen Himmel,
 Füge die Erde in feste Gesetze!

Als ich dies mit gesteigertem Schmerze herausächzte, sprach jene mit mildem Blick, unberührt von meinen Klagen: Als ich dich betrübt und weinend sah, wußte ich sofort, daß du unglücklich und elend bist. Aber wie weit du im Elend bist, hätte ich nicht gewußt, hätte es mir deine Rede nicht verraten. Doch du bist zwar fern von der Heimat, nicht vertrieben, nein verirrt; oder willst du durchaus vertrieben sein, so hast du dich doch selber vertrieben. Denn außer dir hätte niemand ein Recht dazu gehabt. Erinnerst du dich, aus welchem Vaterlande du stammst? Dies wird nicht wie einst die Stadt der Athener durch die Herrschaft der Menge gelenkt, sondern «Ein Herrscher ist, ein König», und dieser freut sich an der Fülle seiner Bürger, nicht an ihrer Vertreibung; von seinen Zügeln sich leiten zu lassen, der Gerechtigkeit zu gehorchen, das ist die höchste Freiheit. Oder kennst du nicht jenes uralte heilige Gesetz deines Staates, daß, wer einmal seinen festen Wohnsitz in ihm gegründet hat, niemals sein Heimatsrecht zu verlieren braucht? Denn wer von seinem Wall und seiner Schutzwehr umschlossen wird, hat nicht zu fürchten, daß er je die Verbannung verschulde. Aber wer aufhört diesen Wohnsitz zu wünschen, hört gleicher Weise auf ihn zu verdienen. Und deshalb bewegt mich nicht so sehr das Angesicht dieses Ortes, als vielmehr das deine, und ich suche lieber als die mit Elfenbein und Kristall geschmückten Wände deiner Bibliothek den Sitz deines Geistes auf; dort habe ich nicht Bücher,

Stridens campus inhorruit,
 Nec quaeras avida manu
 Vernos stringere palmites,
 Uvis si libeat frui;
 Autumno potius sua
 Bacchus munera contulit.
 Signat tempora propriis
 Aptans officiis deus
 Nec, quas ipse coercuit,
 Misceri patitur vices.
 Sic quod praecipiti via
 Certum deserit ordinem,
 Laetos non habet exitus.

Primum igitur paterisne me pauculis rogationibus
 statum tuae mentis attingere atque temptare, ut,
 qui modus sit tuae curationis, intellegam?

Tu vero arbitrato, inquam, tuo quae voles ut res-
 ponsurum rogato.

Tum illa: Huncine, inquit, mundum temerariis agi
 fortuitisque casibus putas, an ullum credis ei regimen
 inesse rationis?

Atqui, inquam, nullo existimaverim modo, ut fortuita
 temeritate tam certa moveantur, verum operi suo
 conditorem praesidere deum scio nec umquam fuerit
 dies, qui me ab hac sententiae veritate depellat.

Ita est, inquit, nam id etiam paulo ante cecinisti,
 hominesque tantum divinae exsortes curae esse de-
 plorasti; nam de ceteris, quin ratione regerentur,
 nihil movebare. Papae autem vehementer admiror,

Heulend über die Stoppeln rast;
 Niemals suche mit gieriger Hand,
 Ob im Frühling die Rebe schon
 Ihre Trauben zu reifen liebt;
 Seinem Herbste erst spendet gern
 Bacchus labende Gaben aus.
 Alle Zeiten zu eignem Amt
 Ordnet Gott und bestimmt den Lauf,
 Nie läßt er, wo er selber band,
 Jemals den Tausch der Rollen zu.
 Wer auf eigenen Bahnen stürzt,
 Wer die sichere Ordnung läßt,
 Froh wird nimmer sein Ausgang sein.

Duldest du wohl zuerst, daß ich mit einigen Fragen deinen
 Geisteszustand berühre und untersuche, damit ich wisse, auf
 welche Weise deine Heilung einzurichten sei?

Frage du, sagte ich, nach deinem Gutdünken, was du willst,
 ich werde antworten.

Meinst du, daß diese Welt durch sinnlosen Zufall aufs Gerate-
 wohl getrieben werde, oder glaubst du, daß in ihr irgendeine
 Leitung der Vernunft wirke?

Doch, sprach ich, auf keine Weise möchte ich meinen, daß
 ein so fest Bestimmtes durch sinnlosen Zufall bewegt werde,
 vielmehr weiß ich, daß Gott der Schöpfer über diesem seinem
 Werke thront, und nicht ein Tag könnte mich von dieser
 Überzeugung abwendig machen.

So ist es, sagte sie, das hast du auch eben erst gesungen und
 nur beklagt, daß bloß die Menschen außerhalb der göttlichen
 Fürsorge ständen; denn darin, daß alles andere durch Ver-
 nunft gelenkt werde, hast du dich nicht erschüttern lassen.
 Dann aber, o wehe! wundere ich mich sehr, wie du, gefestigt

in einer so heilsamen Überzeugung, noch krank sein kannst. Doch forschen wir etwas tiefer; ich vermute, ich weiß, was hier fehlt. Sage mir also, da du nicht zweifelst, daß die Welt von Gott regiert werde, nimmst du auch wahr, mit welchen Mitteln sie regiert wird?

Kaum verstehe ich den Sinn deiner Frage, sagte ich, geschweige, daß ich sie beantworten könnte.

So habe ich mich also nicht getäuscht, sagte sie, daß hier etwas fehlt, so daß wie durch die Bresche eines Walles die Krankheit der Verwirrung in deinen Geist eingedrungen ist. Aber sage mir, erinnerst du dich, was der Zweck der Dinge ist und wohin die Absicht der ganzen Natur strebt?

Ich habe es gehört, sprach ich, aber der Kummer hat mein Gedächtnis abgeschwächt.

Aber du weißt doch, woher alles seinen Ursprung nimmt?

Ich weiß es und habe es schon beantwortet: er ist Gott.

Und wie ist es möglich, daß du den Ausgangspunkt der Dinge kennst, aber ihr Endziel nicht weißt? Doch das ist so die Art dieser Störungen, wohl haben sie die Kraft den Menschen vom richtigen Standpunkt zu verrücken, aber ihn auszureißen und ganz und gar auszurotten, vermögen sie nicht.

Doch willst du mir dies beantworten: Gedenkst du daran, daß du ein Mensch bist?

Wie, sagte ich, sollte ich mich nicht erinnern?

Solltest du also bestimmen können, was der Mensch sei?

Fragst du danach, als ob ich nicht wüßte, ich sei ein vernünftiges und sterbliches Lebewesen? Ich weiß es und bekenne es zu sein.

Und jene: Weißt du, daß du nichts anderes bist?

Nichts.

Ich kenne nun auch die andere und größte Ursache deiner Krankheit, sagte sie: du weißt nicht mehr, was du selbst bist. Deshalb habe ich vollauf den Grund deines Leidens, aber auch

den Weg, dir wieder Genesung zu verschaffen, gefunden. Weil du von Vergessenheit deiner selbst verwirrt bist, fühlst du dich schmerzlich als verbannt und der eignen Güter beraubt. Weil du nicht weißt, was der Zweck der Dinge ist, hältst du nichtswürdige Schurken für mächtig und glücklich. Weil du vergessen hast, mit welchen Mitteln die Welt regiert wird, urtheilst du, daß diese Wechselfälle des Glücks ohne Lenker umherwogen; Ursachen, groß genug, nicht nur zur Krankheit, sondern sogar zur Vernichtung. Doch danke dem Herrn der Genesung, daß er dich nicht ganz der Natur entfremdet hat. Wir haben noch einen besten Zündstoff für deine Genesung: deine richtige Ansicht von der Leitung der Welt, weil du sie nicht dem blinden Zufall, sondern der göttlichen Vernunft unterworfen glaubst. Darum fürchte dich nicht zu sehr, aus diesem winzigen Fünkchen wird sich dir die Lebenswärme entfachen. Aber noch ist es nicht Zeit, stärkere Heilmittel anzuwenden, auch ist es die Natur des Geistes, daß er, sobald er die wahren Meinungen verworfen hat, falsche annimmt, aus denen dann der Nebel der Störungen steigt und das rechte Schauen trübt; deshalb will ich ihn allmählich an sanfte und mäßige Linderung gewöhnen, auf daß sich das Dunkel trügerischer Leidenschaften zerstreue, und du den Glanz des wahren Lichtes erkennen könntest.

Hüllen die dunkeln
 Wolken die Sterne,
 Nimmer senden
 Freundliches Licht sie.
 Wälzt auf dem Meer sich
 Tobend der Südwind
 Brandung vermischend,
 Dann wird die Welle,

Parque serenis
 Unda diebus
 Mox resolutio
 Sordida caeno
 Visibus obstat.
 Quique vagatur
 Montibus altis
 Defluus amnis,
 Saepe resistit
 Rupe soluti
 Obice saxi.
 Tu quoque, si vis
 Lumine claro
 Cernere verum,
 Tramite recto
 Carpere callem:
 Gaudia pelle,
 Pelle timorem
 Spemque fugato
 Nec dolor adsit.
 Nubila mens est
 Vincitque frenis,
 Haec ubi regnant.

Lieulich und klar erst
 Am heiteren Tage,
 Jetzt von des Schlammes
 Schmutziger Lösung
 Trübe sich zeigen.
 Stürzt von dem hohen
 Felsen hernieder
 Brausend der Bergstrom,
 Bäumt er sich wilder,
 Hemmt ihn des Bergsturz
 Felsiger Riegel.
 Du aber, willst du
 Sicheren Blickes
 Schauen die Wahrheit,
 Schreiten auf gradem
 Wege zum Ziele:
 Banne die Freuden,
 Banne das Fürchten,
 Hoffnung vernichte,
 Schmerzen entferne.
 Wolken verhüllen,
 Fesseln die Seele,
 Da, wo sie herrschen!

Hoffnung 5
Furcht,
Freude 5
Schmerz

Post haec paulisper obticuit atque, ubi attentionem meam modesta taciturnitate collegit, sic exorsa est: Si penitus aegritudinis tuae causas habitumque cognovi, fortunae prioris affectu desiderioque tabescis. Ea tantum animi tui, sicuti tu tibi fingis, mutata pervertit. Intellego multiformes illius prodigii fucos et eo usque cum his, quos eludere nititur, blandissimam familiaritatem, dum intolerabili dolore confundat, quos insperata reliquerit. Cuius si naturam, mores ac meritum reminiscare, nec habuisse te in ea pulchrum aliquid nec amisisse cognosces; sed, ut arbitror, haud multum tibi haec in memoriam revocare laboraverim; solebas enim praesentem quoque, blandientemque virilibus incessere verbis eamque de nostro adyto prolatis insectabare sententiis. Verum omnis subita mutatio rerum non sine quodam quasi fluctu contingit animorum. Sic factum est, ut tu quoque paulisper a tua tranquillitate descisceres. Sed tempus est haurire te aliquid ac degustare molle atque iucundum, quod ad interiora transmissum validioribus haustibus viam fecerit. Adsit igitur rhetoricae suadela dulcedinis, quae tum tantum recto calle procedit, cum nostra instituta non deserit cumque hac musica laris nostri vernacula nunc leviores nunc graviore modos succinat.

Quid est igitur, o homo, quod te in maestitiam luctumque deiecit? Novum, credo, aliquid inusitatumque vidisti. Tu fortunam putas erga te esse mutam:

Hierauf schwieg sie ein wenig, und als sie meine Aufmerksamkeit aus meinem bescheidenen Schweigen erschloß, begann sie so: Wenn ich nun richtig Ursachen und Aussehen deiner Krankheit erkannt habe, so siehst du hin aus Liebe und Sehnsucht nach deinem früheren Glücke. Seine Veränderung hat, wie du dir einbildest, so viel von deinem Geiste zugrunde gerichtet. Ich kenne den vielgestaltigen Schein, mit dem jenes Wunderwesen denen, die es anzuführen trachtet, schmeichelnde Freundschaft heuchelt, bis es sie unverhofft verläßt und mit unerträglichem Schmerz verwirrt. Willst du dich an seine Natur, Sitten und Verdienste erinnern, dann wirst du erkennen, daß du an ihm nie etwas Schönes weder gehabt noch verloren hast; aber ich glaube, ich brauche mir nicht besondere Mühe zu geben, dir das ins Gedächtnis zu rufen; denn du pflegtest, auch als es noch da war und schmeichelte, es mit männlichen Worten zu schelten, und triebst es nach verkündetem Richterspruch aus unserem Heiligtume. Aber jede plötzliche Veränderung vollzieht sich nicht ohne ein gewisses Auf- und Abfluten des Geistes. So ist es gekommen, daß auch du ein Weilchen von deiner Ruhe abfielst. Aber es ist Zeit, daß du etwas Sanftes und Angenehmes schlürfest und kostest, was ins Innere dringt und den Weg für kräftigeren Trank bahnt. Also möge uns die Überzeugungskraft der holden Redekunst beistehen, welche nur dann auf rechtem Wege voranschreitet, wenn sie unsere Gebote nicht verläßt und wenn sie als Dienerin an unserem Herde mit solcher Musik bald leichtere bald ernstere Weisen anstimmt.

Was also ist es, o Mensch, was dich in Schmerz und Trauer gestürzt hat? Etwas ganz Neues und Ungewohntes, glaube ich, hast du gesehen. Du meinst, das Glück habe sich dir gegenüber gewandelt: du irrst! Das sind immer seine Sitten,

erras. Hi semper eius mores sunt ista natura. Servavit circa te propriam potius in ipsa sui mutabilitate constantiam. Talis erat, cum blandiebatur, cum tibi falsae illecebris felicitatis alluderet. Deprehendisti caeci numinis ambiguos vultus; quae sese adhuc velat aliis, tota tibi prorsus innotuit. Si probas, utere moribus, ne queraris. Si perfidiam perhorrescis, sperne atque abice pernicioosa ludentem.

Nam quae nunc tibi est tanti causa maeroris, haec eadem tranquillitatis esse debuisset. Reliquit enim te, quam non relicturam nemo umquam poterit esse securus. An vero tu pretiosam aestimas abituram felicitatem? Et cara tibi est fortuna praesens nec manendi fida et, cum discesserit, allatura maerorem? Quodsi nec ex arbitrio retineri potest et calamitosos fugiens facit, quid est aliud fugax quam futurae quoddam calamitatis indicium? Neque enim, quod ante oculos situm est, suffecerit intueri; rerum exitus prudentia metitur eademque in alterutro mutabilitas nec formidandas fortunae minas nec exoptandas facit esse blanditias. Postremo aequo animo tolere oportet, quidquid intra fortunae aream geritur, cum semel iugo eius colla summiseris. Quodsi manendi abeundique scribere legem velis ei, quam tu tibi dominam sponte legisti, nonne iniurius fueris et impatientia sortem exacerbes, quam permutare non possis? Si ventis vela committeres, non quo voluntas peteret, sed quo flatus impellerent, promoveres; si

ist seine Natur. Es hat nur gegen dich die Beständigkeit in seiner eigenen Veränderlichkeit bewahrt. So war es, als es schmeichelte, als es vor dir mit den Lockungen falscher Glückseligkeit gaukelte. Du hast das zweideutige Antlitz der blinden Gottheit nun entdeckt; während sie sich ändern noch verhüllt, ist sie dir völlig bekannt geworden. Wenn du sie billigst, so halte dich an ihren Charakter und klage nicht. Wenn du ihre Treulosigkeit verabscheust, so verschmähe und verwirf ihr verderbliches Spiel.

Denn wo sie dir jetzt Anlaß zu so großer Trauer gibt, hätte sie dir zur Beruhigung dienen sollen. Sie hat dich verlassen, vor der niemand hier sicher sein kann, daß sie ihn nicht verlassen werde. Oder meinst du etwa, daß ein Glück wertvoll ist, das von dir gehen wird? Oder ist dir ein augenblickliches Glück teuer, das im Verharren nicht treu ist und im Verschwinden Trauer bringt? Wenn es sich also nicht nach Belieben zurückhalten läßt und fliehend Unglückliche macht, was ist dann das Flüchtige anders als eine Art Ankündigung zukünftigen Unglücks? Es darf nicht genügen, nur zu schauen, was vor den Augen liegt, die Klugheit ermißt den Ausgang der Dinge, und seine Veränderlichkeit nach beiden Seiten macht weder die Drohungen des Glückes furchtbar, noch sein Schmeicheln wünschbar. Schließlich mußt du mit Gleichmut ertragen, was innerhalb des Bereiches des Glückes geschieht, wenn du einmal deinen Nacken seinem Joche unterworfen hast. Wenn du ihm das Gesetz des Bleibens und Gehens vorschreiben willst, ihm, das du dir freiwillig als Herr erlesen hast, bist du dann nicht im Unrecht und verbitterst dir durch Ungeduld ein Los, das du nicht ändern kannst? Wenn du die Segel dem Winde überließe, so würdest du nicht dahin gelangen, wohin dein Wille strebt, sondern wohin sein Hauch dich treibt; wenn du den Fluren Samen anvertraust, so mußt du ertragreiche und unfruchtbare Jahre gegeneinander abwägen. Hast

arvis semina crederes, feraces inter se annos sterilesque
 pensares. Fortunae te regendum dedisti: dominae
moribus oportet obtemperes. Tu vero volventis
rotae impetum retinere conaris? At, omnium mortali-
um stolidissime, si manere incipit, fors esse desistit.

Haec cum superba verterit vices dextra,
 Exaestuantis more fertur Euripi,
 Dudum tremendos saeva proterit reges
 Humilemque victi sublevat fallax vultum.
 Non illa miseros audit aut curat fletus
 Ultroque gemitus, dura quos fecit, ridet.
 Sic illa ludit, sic suas probat vires
 Magnumque tristis monstrat ostentum, si quis
 Visatur una stratus ac felix hora.

Vellem autem pauca tecum Fortunae ipsius verbis
 agitare. Tu igitur, an ius postulet, animadvertite:

«Quid tu, homo, ream me cotidianis agis querelis?
 quam tibi fecimus iniuriam? quae tibi tua detraximus
 bona? Quovis iudice de opum dignitatumque mecum
 possessione contende et, si cuiusquam mortalium
 proprium quid horum esse monstraveris, ego iam
 tua fuisse, quae repetis, sponte concedam.

Cum te matris utero natura produxit, nudum rebus
 omnibus inopemque suscepti, meis opibus fovi et,
 quod te nunc impatientem nostri facit, favore prona

du dich dem Regiment der Fortuna anvertraut, so mußt du
 den Sitten der Herrin gehorchen. Du versuchst den Schwung
 des rollenden Rades aufzuhalten? Aber, törichtester aller
 Sterblichen, wenn sie anfängt zu beharren, hörst sie auf blind
 der Zufall zu sein.

Wenn sie die Lose wechselt mit der stolzen Hand,
 Und laut aufbrausend tobt gleichwie der Euripus,
 Tritt sie die Könige, eben drohend noch, zu Staub,
 Der Unterlegnen niedre Stirn hebt sie empor.
 Des Elends Flehen ist sie taub, den Tränen blind,
 Verlacht die Seufzer, die sie, hart, geschaffen hat.
 So ist ihr Spiel und so erprobt sie ihre Kraft;
 Und traurig zeigt sie uns ihr großes Schauspiel dann,
 Wenn *eine* Stunde Glück und Fall vereinigt sieht!

Ich aber möchte ein wenig mit dir mit den Worten des Schick-
 sals verhandeln. Gib also acht, ob es sein Recht fordert.

«Wessen, o Mensch, beschuldigst du mich mit deinen täg-
 lichen Klagen? Welch ein Unrecht haben wir dir getan? Welche
 Güter haben wir dir entzogen? Streite doch vor jedem belie-
 bigen Richter mit mir über den Besitz der Schätze und Wür-
 den, und wenn du zeigst, daß irgend etwas hiervon Eigentum
 irgendeines Sterblichen sei, so will ich gern zugeben, daß was
 du zurückforderst, dein gewesen ist.

Als dich die Natur aus dem Leib der Mutter zog, habe ich
 dich nackt, von allem entblößt aufgenommen, ich habe dich
 mit meinen Schätzen genährt und habe dich, was dich jetzt
 ungeduldig gegen mich macht, mit geneigter Gunst allzu
 nachsichtig erzogen, ich habe dich mit Überfluß und Glanz
 alles dessen, was nach Recht mir gehört, umgeben. Jetzt be-
 liebt es mir die Hand zurückzuziehen; du schuldest Dank
 gleichsam für den Gebrauch fremden Gutes, du hast kein

indulgentius educavi, omnium, quae mei iuris sunt affluentia et splendore circumdedi. Nunc mihi retrahere manum libet; habes gratiam velut usus alienis, non habes ius querelae, tamquam prorsus tua perdideris. Quid igitur ingemescis? Nulla tibi a nobis est allata violentia. Opes, honores ceteraque talium mei sunt iuris. Dominam famulae cognoscunt, mecum veniunt, me abeunte discedunt. Audacter adfirmem, si tua forent, quae amissa conquereris, nullo modo perdidisses.

An ego sola meum ius exercere prohibebor? Licet caelo proferre lucidos dies eosdemque tenebris noctibus condere, licet anno terrae vultum nunc floribus frugibusque redimire, nunc nimbis frigidibusque confundere. Ius est mari nunc strato aequore blandiri, nunc procellis ac fluctibus inhorrescere. Nos ad constantiam nostris moribus alienam inexplata hominum cupiditas alligabit? Haec nostra vis est, hunc continuum ludum ludimus: rotam volubili orbe versamus, infima summis, summa infimis mutare gaudemus. Ascende, si placet, sed ea lege, ne, uti cum ludicri mei ratio poscet, descendere iniuriam putes.

An tu mores ignorabas meos? Nesciebas Croesum regem Lydorum Cyro paulo ante formidabilem, mox deinde miserandum rogi flammis traditum misso caelitus imbre defensum? Num te praeterit Paulum Persi regis a se capti calamitatibus pias impendisse lacrimas? Quid tragoediarum clamor aliud deflet nisi indiscreto ictu fortunam felicia regna vertentem? Nonne adulescentulus δύο πίδους, τὸν μὲν ἕνα κακῶν,

Recht zur Klage, als ob du just das Deinige verloren hättest. Was also stöhnst du? Es ist dir von uns keine Gewalt widerfahren. Reichtum, Ehren und dergleichen stehen unter meiner Botmäßigkeit. Die Dienerinnen kennen die Herrin, sie kommen mit mir, sie gehen, wenn ich mich entferne. Ich will kühn behaupten, wenn die Dinge, deren Verlust du beklagst, dein gewesen wären, so hättest du sie auf keine Weise verloren. Soll ich allein verhindert werden mein Recht auszuüben? Dem Himmel ist es erlaubt, den hellen Tag heraufzuführen und ihn in dunkler Nacht zu verbergen, dem Jahre ist es erlaubt, das Antlitz der Erde jetzt mit Blumen und Früchten zu kränzen, jetzt mit Wolken und Kälte zu trüben. Des Meeres Recht ist es, bald mit glattem Spiegel zu schmeicheln, bald von Stürmen und Fluten zu erschauern. Und uns soll zu einer Beständigkeit, die unserem Wesen fremd ist, die unersättliche Begier der Menschen binden? Dies ist unsere Macht, dies ununterbrochene Spiel spielen wir, wir drehen das Rad in kreisendem Schwunge, wir freuen uns, das Tiefste mit dem Höchsten, das Höchste mit dem Tiefsten zu tauschen. Steige aufwärts, wenn es dir gefällt, aber unter der Bedingung, daß du es nicht für ein Unrecht hältst, herabzusteigen, wenn es die Regel meines Spiels fordert.

Oder kanntest du meine Art nicht? Wußtest du nicht, daß Krösus, der Lyderkönig, eben noch Cyrus furchtbar, bald darauf bejammernswert den Flammen des Scheiterhaufens überliefert und dann wieder durch einen vom Himmel gesandten Regen gerettet worden ist? Entging dir, daß Paulus dem Unglück des von ihm gefangenen Königs Perseus fromme Tränen gezollt hat? Was beweint der Weheruf der Tragödien anders als das Schicksal, das mit seinem Schlage ohne Unterschied glückliche Reiche umstürzt. Hast du nicht schon als Knabe gelernt, daß zwei Fässer, das eine mit Übeln, das andere mit Gutem auf der Schwelle des Jupiter liegen? Wie, wenn du

überreich von der Seite des Guten genommen hättest? Wie, wenn ich nicht ganz von dir gewichen wäre? Wie, wenn diese meine Veränderlichkeit selbst dir ein triftiger Grund wäre, Besseres zu hoffen? Also siehe nicht im Geist dahin und begehre nicht, nach eigenem Rechte zu leben, da du Platz genommen in einem Reiche, das allen gemein ist.

Wenn soviel wie an Sand aufwühlt die wilde See,
 Wo der rasende Sturm tobt,
 Wenn soviel als zur Nacht leuchtende Sterne ziehn
 Hoch am Himmelsgewölbe,
 Schätze streute das Glück, nimmer die Hand zurück
 Zög vom Horne der Gaben,
 Niemals würdest du doch, elendes Menschengeschlecht,
 Enden Jammer und Klagen.
 Ob die Wünsche ein Gott freundlich und rasch erfüllt
 Gold in Menge verschwendend
 Und mit Ehren den Durst ihnen zu löschen sucht,
 Nichts scheint ihnen geleistet:
 Das Begehrte verschlingt schleunigst die wilde Gier,
 Neu aufreißend den Rachen.
 Welcher Zügel vermag jemals dem tollen Drang
 Feste Grenzen zu setzen,
 Da nur heftiger stets, reichlich im Überfluß
 Brennt der Durst zu besitzen?
 Nie scheint jemand sich reich, wer nur zittert und zagt,
 Wähnt sich immer bedürftig.»

Wenn mit solchen Worten die Glücksgöttin für sich mit dir redete, wahrhaftig, du könntest nicht dagegen murren; oder

wenn du etwas weißt, was deine Klagen mit Recht stützt, so mußst du es vorbringen, wir werden dir Raum zum Reden lassen.

Darauf ich: Das klingt zwar schön, und ist mit dem süßen Honig der Redekunst und Musik bestrichen; doch ergötzt es nur, solange man es hört; aber das Gefühl des Elends sitzt für die Elenden tiefer, und deshalb überwiegt, sobald das Ohr nicht mehr hört, die im Geiste wurzelnde Trauer.

Und jene sprach: So ist es; das ist auch nicht die Arznei deiner Krankheit, sondern nur einige Linderung für den störischen Schmerz, der sich gegen die Heilung sträubt. Was in die Tiefe dringt, werde ich beibringen, wenn es an der Zeit ist.

Jedoch, daß du dich nicht für zu unglücklich halten mögest, hast du denn Zahl und Art deiner Glücksfälle vergessen? Ich schweige davon, daß dich, ein vatersloses Waisekind, die Sorge hervorragender Männer aufzog, daß du in die Verwandtschaft der ersten des Staates aufgenommen wurdest, und was die kostbarste Art der Verwandtschaft ist, daß du ihnen schon vorher teuer zu sein begannst. Wer hat dich nicht überglücklich gepriesen in dem Glanze solcher Schwiegereltern, der Keuschheit der Gattin, so wohlgeratener männlicher Sprossen? Ich übergehe, denn ich übergehe gern Gewöhnliches, die Würden, Greisen versagt, die du in der Jugend erhieltest; mich freut es zu dem einzigartigen Gipfel deines Glückes zu kommen. Wenn irgendeine Frucht vergänglicher Dinge ein Gewicht der Glückseligkeit besitzt, kann dann die Erinnerung an jenen leuchtenden Augenblick von einer noch so großen Last von Übeln getilgt werden? Als du sahst, wie deine zwei Kinder gleichzeitig als Consuln von der Menge der Senatoren unter dem freudigen Beifall des Volkes aus deinem Hause geleitet wurden, und du, während sie auf den curulischen Sesseln in der Curie saßen, als Lobredner des Königs dir den Ruhm

facundiaeque meruisti, cum in circo duorum medius consulum circumfusae multitudinis expectationem triumphali largitione satiasti? Dedisti, ut opinor, verba Fortunae, dum te illa demulcet, dum te ut delicias suas fovet. Munus, quod nulli umquam privato commodaverat, abstulisti. Visne igitur cum Fortuna calculum ponere? Nunc te primum liventi oculo praestrinxit. Si numerum modumque laetorum triumve consideres, adhuc te felicem negare non possis. Quodsi idcirco te fortunatum esse non aestimas, quoniam, quae tunc laeta videbantur, abierunt, non est quod; te miserum putes, quoniam quae nunc creduntur maesta, praetereunt. An tu in hanc vitae scenam nunc primum subitus hospesque venisti? Ullamne humanis rebus inesse constantiam reris, cum ipsum saepe hominem velox hora dissolvat? Nam etsi rara est fortuitis manendi fides, ultimus tamen vitae dies mors quaedam fortunae est etiam manentis. Quid igitur referre putas, tunc illam moriendo deseras an te illa fugiendo?

Cum polo Phoebus roseis quadrigis
 Lucem spargere coeperit,
 Pallet albentes hebetata vultus
 Flammis stella prementibus.
 Cum nemus flatu Zephyri tepentis
 Vernis inrubit rosis,
 Spiret insanum nebulosus Auster:
 Iam spinis abeat decus.
 Saepe tranquillo radiat sereno

des Talentes und der Beredsamkeit verdienstest, als du im Zirkus inmitten der zwei Consuln die Erwartung der umherwogenden Menge durch eine Triumphspende sättigtest? Du hast, glaube ich, dem Glück schöne Worte gegeben, solange es dich streichelte, solange es dich wie ein Kleinod hegte? Du hast als Geschenk davongetragen, was es nie einem Privatmann geliehen hatte. Willst du also mit dem Glück Abrechnung halten? Jetzt zum ersten Male hat es dich mit scheelen Augen gestreift. Wenn du Zahl und Art froher und trauriger Ereignisse ansiehst, so kannst du bis jetzt nicht leugnen, glücklich gewesen zu sein. Wenn du dich doch nicht beglückt schätzt, weil, was damals froh schien, hingegangen ist, so ist das kein Grund, dich für unglücklich zu halten, da ja auch das, was du jetzt für traurig hältst, vorübergeht. Oder bist du auf die Bühne des Lebens erst jetzt, plötzlich und als Gast gekommen? Meinst du, daß menschlichen Dingen irgendeine Beständigkeit innewohne, da doch den Menschen selbst oft eine flüchtige Stunde auflöst? Denn wenn auch zufällige Dinge selten Zuverlässigkeit im Bleiben besitzen, so ist doch der letzte Tag des Lebens, der Tod eine Art von bleibendem Geschick. Wie also urteilst du, ist ein Unterschied, ob du jenes sterbend verlässest oder jenes fliehend dich läßt?

Wenn am Himmel steigt das Gespann des Phöbus,
 Ringsum Licht zu streuen beginnt,
 Bleichen stumpfen Blicks alle blassen Sterne,
 Rückgedrängt von dem Flammenmeer.
 Sprießet rings der Hain bei des Zephirs Anhauch,
 Schmückt ihn rosiges Frühlingskleid,
 Wird im Nebelsturm bei des Südwind's Rasen
 Schnell zerflattern der Blütenschmuck.
 Bald erstrahlt am Tag in der heitern Sonne

Immotis mare fluctibus,
 Saepe ferventes Aquilo procellas
 Verso concitat aequore.
 Rara si constat sua forma mundo,
 Si tantas variat vices,
 Crede fortunis hominum caducis,
 Bonis crede fugacibus!
 Constat aeterna positumque lege est,
 Ut constet genitum nihil.

Tum ego: Vera, inquam, commemoras, o virtutum omnium nutrix, nec infitiri possum prosperitatis meae velocissimum cursum. Sed hoc est, quod recolentem vehementius coquit. Nam in omni adversitate fortunae infelicissimum est genus infortunii fuisse felicem.

Sed quod tu, inquit, falsae opinionis supplicium luas, id rebus iure imputare non possis. Nam si te hoc inane nomen fortuitae felicitatis movet, quam pluribus maximisque abundes, mecum reputes licet. Igitur si, quod in omni fortunae tuae censu pretiosissimum possidebas, id tibi divinitus inlaesum adhuc inviolatumque servatur, poterisne meliora quaeque retinens de infortunio iure causari? Atqui viget incolumis illud pretiosissimum generis humani decus Symmachus socer et, quod vitae pretio non segnis emeris, vir totus ex sapientia virtutibusque factus suarum securus tuis ingemescit iniuriis. Vivit uxor ingenio modesta, pudicitia pudore praecellens et ut

Unbeweglich und still die See,
 Bald, zerwühlt in Wut, bei des Nordsturms Stößen
 Wandelt schnell sich der Fläche Bild.
 Selten nur steht fest hier der Welt Gestaltung;
 Wenn sie stetig im Wechsel kreist,
 Wisse, Menschenglück ist gar wankelmütig,
 Wisse, flüchtig die Güter auch.
 Eins steht ewig fest als ein uns Gesetztes:
 Nichts was irdisch erzeugt, beharrt.

Darauf sagte ich: Du sprichst die Wahrheit, o Nährerin aller Tugend, und ich kann den sehr schnellen Lauf meines Glückes nicht leugnen. Aber gerade das quält in der Erinnerung noch heftiger, denn bei jeder Widerwärtigkeit des Geschickes ist das die unseligste Art des Unglücks, glücklich gewesen zu sein.

Aber wenn auch du, sprach sie, die Strafe für eine falsche Meinung büßest, kannst du sie doch mit keinerlei Recht den Dingen unterschieben. Wenn dich nämlich jener leere Name des zufälligen Glückes bewegt, so magst du mit mir überlegen, was du noch an vielem, ja an meistem besitzt. Wenn dir nun alles, was du nach jedermanns Schätzung deines Glückes als das Kostbarste besaßest, nach Gottes Ratschluß bisher unverletzt erhalten blieb, ja wenn du gerade das Beste behieltest, kannst du dich dann mit Recht unglücklich nennen? Noch steht unversehrt in voller Kraft jene köstliche Zierde des Menschengeschlechtes, dein Schwiegervater Symmachus, und was du bereitwillig mit dem Preise deines Lebens bezahlen würdest, er ein Mann, ganz Tugend und Weisheit, sicher vor eigenem, seufzt nur über das Unrecht, das dir widerfahren ist. Es lebt deine Gattin von Natur bescheiden, ausgezeichnet durch Keuschheit und Schamhaftigkeit, und um alle die Ga-

omnes eius dotes breviter includam, patri similis. Vivit, inquam, tibi que tantum vitae huius exosa spiritum servat, quoque uno felicitatem minui tuam vel ipsa concesserim, tui desiderio lacrimis ac dolore tabescit. Quid dicam liberos consulares, quorum iam ut in id aetatis pueris vel paterni vel aviti specimen elucet ingenii? Cum igitur praecipua sit mortalibus vitae cura retinendae, o te si tua bona cognoscas, felicem, cui suppetunt etiam nunc, quae vita nemo dubitat esse cariora. Quare sicca iam lacrimas. Nondum est ad unum omnes exosa fortuna nec tibi nimium valida tempestas incubuit, quando tenaces haerent anchorae, quae nec praesentis solamen nec futuri spem temporis abesse patiantur.

Et haereant, inquam, precor. Illis namque manentibus, utcumque se res habeant, enatabimus. Sed quantum ornamentis nostris decesserit, vides.

Et illa: Promovimus, inquit, aliquantum, si te nondum totius tuae sortis piget. Sed delicias tuas ferre non possum, qui abesse aliquid tuae beatitudini tam lucuosus atque anxius conqueraris. Quis est enim tam compositae felicitatis, ut non aliqua ex parte cum status sui qualitate rixetur? Anxia enim res est humanorum condicio bonorum et quae vel numquam tota proveniat vel numquam perpetua subsistat. Huic census exuberat, sed est pudori degener sanguis. Hunc nobilitas notum facit, sed angustia rei familiaris inclusus esse mallet ignotus. Ille utroque circumfluit

ben kurz zusammenzufassen, dem Vater ähnlich. Sie lebt, sage ich, so sehr sie auch des eigenen Lebens überdrüssig ist, atmet sie für dich, und was, wie ich zugebe, dein Glücksempfinden mindern muß, verzehrt sich in Sehnsucht nach dir mit Tränen und Schmerzen. Was soll ich von deinen Kindern sagen, den Consuln, bei denen schon im Knabenalter das Beispiel des väterlichen und großväterlichen Geistes hervorleuchtete? Wenn nun schon die vorzüglichste Sorge der Sterblichen dahin geht, ihr Leben zu erhalten, o glücklich bist du, wenn du erkennst, daß du jetzt noch Güter besitzest, die jeder zweifellos höher als das Leben schätzt. Darum trockne deine Tränen, die andern hat außer dir das Glück noch nicht gehaßt, und dich hat auch noch kein zu starker Sturm erfaßt, solange die Anker halten, die nicht zulassen, daß dir der Trost der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft fehle.

Mögen sie halten, sprach ich, ich bete darum. Denn, wenn sie bleiben, dann wollen wir emportauchen, wie es auch kommen mag. Aber du siehst, wieviel von unseren Zierden zerfallen ist.

Und jene sprach: Wir sind schon ein Stück vorwärts gekommen, wenn dein Los dich noch nicht ganz verdrießt. Aber ich kann deine Verzärtelung nicht dulden, die dich so trauervoll und ängstlich beklagen läßt, was dir zu deiner Glückseligkeit fehlt. Denn wer besitzt ein Glück so zusammengesetzt, daß er nicht nach irgendeiner Richtung mit seiner Beschaffenheit zankte? Eine ängstliche Sache ist es um das Los menschlicher Dinge; entweder kommen sie nie voll zur Geltung oder sie dauern nicht beständig. Dieser hat überreiches Vermögen, aber er schämt sich seines unedlen Blutes. Jenen macht sein Adel bekannt, aber durch kümmerliches Vermögen beengt, möchte er lieber unbekannt sein. Dieser, der an beidem Überfluß hat, vertrauert in Ehelosigkeit sein Leben. Jener in beglückter aber kinderloser Ehe pflegt seinen Reichtum für

vitam caelibem deflet. Ille nuptiis felix orbus liberis alieno censum nutrit heredi. Alius prole lactatus filii filiaeve delictis maestus illacrimat. Idcirco nemo facile cum fortunae suae condicione concordat. Inest enim singulis, quod inexpertus ignoret, expertus exhorreat. Adde, quod felicissimi cuiusque delicatissimus sensus est et, nisi ad nutum cuncta suppetant, omnis adversitatis insolens minimis quibusque prosternitur. Adeo perexigua sunt, quae fortunatissimis beatitudinis summam detrahunt. Quam multos esse coniectas, qui sese caelo proximos arbitrentur, si de fortunae tuae reliquiis pars eis minima contingat? Hic ipse locus, quem tu exsilium vocas, incolentibus patria est. Adeo nihil est miserum, nisi cum putes, contraque beata sors omnis est aequanimitate tolerantis. Quis est ille tam felix, qui cum dederit impatientiae manus, statum suum mutare non optet? Quam multis amaritudinibus humanae felicitatis dulcedo respersa est! Quae si etiam fruenti iucunda esse videatur, tamen quominus, cum velit abeat, retineri non possit. Liquet igitur, quam sit mortalium rerum misera beatitudo, quae nec apud aequanimos perpetua perdurat nec anxios tota delectat.

Quid igitur, o mortales, extra petitis intra vos positam felicitatem? Error vos inscitiae confundit. Ostendam breviter tibi summae cardinem felicitatis. Estne aliquid tibi te ipso pretiosius? Nihil, inquires. Igitur si tui compos fueris, possidebis, quod nec tu amittere umquam velis nec fortuna possit auferre. Atque ut agnoscas in his fortuitis rebus beatitudinem con-

fremde Erben. Ein anderer, der sich einer Nachkommenschaft erfreut, beweint traurig die Vergehen seines Sohnes oder seiner Tochter. Deshalb lebt niemand so leicht mit dem Zustande seines Schicksals in Einklang. Jedes trägt etwas in sich, was man nicht kennt, ehe man es nicht erprobt hat, hat man es aber erprobt, schaudert man. Füge hinzu, daß gerade die Glücklichsten auch die empfindlichsten Sinne haben, und wenn ihnen nicht alles auf den Wink gehorcht, ungebärdig gegen jede Widerwärtigkeit, gerade von geringfügigsten niedergeworfen werden. Überaus klein ist das, was den Beglücktesten ihre höchste Glückseligkeit entzieht. Wieviele, meinst du wohl, würden sich dem Himmel nahe glauben, wenn ihnen nur der geringste Teil von dem Überreste deines Glückes zuteil würde? Dieser Ort selbst, den du Verbannung nennst, ist seinen Bewohnern Vaterland. Nichts ist elend, als wenn man es dafür hält, und andererseits ist jedes Los glücklich dem, der es mit Gleichmut trägt. Wer ist so glücklich, daß er seinen Zustand nicht zu ändern wünscht, sobald er der Ungeduld die Hand reicht. Mit wieviel Bitterkeit ist die menschliche Glückseligkeit überstreut. Wenn sie auch beim Genusse angenehm erscheint, so läßt sie sich doch nicht abhalten, zu verschwinden, sobald sie will. Einleuchtend also ist, wie elend die Glückseligkeit aus vergänglichen Dingen ist, da sie bei den Gleichmütigen nicht beständig dauert, die Ängstlichen nicht ganz ergötzt.

Was also, ihr Sterblichen, sucht ihr draußen das Glück, das in euch liegt? Irrtum und Unwissenheit verwirrt euch. Ich will dir kurz den Angelpunkt der höchsten Glückseligkeit zeigen. Ist dir irgend etwas kostbarer als du selbst? Nichts, wirst du sagen. Wenn du also deiner selbst mächtig wärest, würdest du auch besitzen, was du weder jemals verlieren willst noch das Glück dir rauben kann. Und um zu erkennen, daß in diesen zufälligen Dingen die Seligkeit nicht bestehen könne, schließe

*Entweder Hoffnung zu besitzen oder
Furcht zu verlieren -*

so: Wenn diese Seligkeit das höchste Gut einer vernünftigen Natur ist, und nichts ein höchstes Gut ist, das dir irgendwie entrissen werden kann, da ja das, was nie geraubt werden kann, alles übertrifft, so ist es klar, daß die Unbeständigkeit des Glückes nicht Anspruch erheben kann, Seligkeit zu verschaffen. Ferner: wen diese unbeständige Glückseligkeit trägt, der weiß entweder oder weiß nicht, daß sie veränderlich ist. Weiß er es nicht, welches Los kann selig sein, bei der Blindheit der Unwissenheit? Weiß er es, so muß er mit Notwendigkeit fürchten zu verlieren, was man, wie er nicht zweifelt, verlieren kann. Deshalb läßt beständige Furcht ihn nicht glücklich sein. Oder aber, wenn er es verloren hat, und glaubt es übersehen zu dürfen, dann ist es also ein überaus bedeutungsloses Gut, dessen Verlust sich mit Gleichmut tragen läßt. Und da du, wie ich weiß, überzeugt bist, da es dir durch sehr viele Beweise eingepflanzt ist, daß die menschliche Seele in keinem Falle sterblich ist, und da es klar ist, daß das zufällige Glück mit dem Tode des Körpers endet, so kann man nicht zweifeln, daß, wenn dieses die Glückseligkeit herbeiführen kann, das ganze Menschengeschlecht durch das Ende im Tode ins Unglück gleite. Wenn wir also wissen, daß viele die Frucht der Seligkeit nicht nur mit dem Tode, sondern auch mit Schmerzen und Qualen gesucht haben, wie kann das durch seine Gegenwart selig machen, was, wenn es vergangen, nicht unglücklich macht?

Wer gern sein Haus beständig
Bauen möchte mit Umsicht,
Daß nicht das Wehn des Westwinds
Niederlegen es könnte,
Und wer sich fern will halten
Drohende Meeresfluten,
Der möge der Berge Gipfel,

Und wenn alles, was überall unter den Menschen verteilt ist, auf einen einzigen gehäuft würde, so würde es alle andern arm machen. Eine Stimme kann zwar zugleich in das Gehör vieler fallen, aber der Reichtum kann nur zersplittert in die Hände vieler übergehen. Und wenn dies geschieht, muß er notwendigerweise die arm machen, die er verläßt. O über diesen engen und machtlosen Reichtum, der weder von vielen ganz besessen werden kann, noch zu einem einzelnen ohne Armut aller andern gelangen kann.

Oder zieht der Glanz der Edelsteine eure Augen an? Wenn in diesem Glanz etwas Vorzügliches ist, so gehört das Licht den Edelsteinen und nicht den Menschen; daß die Menschen sie bewundern, darüber wundere ich mich sehr. Was kann überhaupt mit Recht einer beseelten Natur schön erscheinen, was der Bewegung und Harmonie der Seele entbehrt? Und wenn sie schließlich auch als Werke des Schöpfers und durch eigene Zierde eine Spur von geringster Schönheit verraten, so stehen sie doch so weit unter euren Vorzügen, daß sie auf keine Weise eure Bewunderung verdienen dürften.

Oder ergötzt euch die Schönheit der Landschaft? Warum nicht? Sie ist ein schöner Teil des schönsten Werkes. So erfreuen wir uns an dem heitren Antlitz des Meeres, so bewundern wir den Himmel, die Gestirne, den Mond und die Sonne, aber rührt etwas davon an dich, wagst du dich nur eines Stückchens ihres Glanzes zu rühmen? Oder wirst du selbst durch die Frühlingsblumen ausgezeichnet, oder schwillt deine eigene Fruchtbarkeit zu sommerlichen Früchten? Was lässest du dich hinreißen zu nichtigen Freuden? Was willst du äußere Güter ergreifen statt deiner eigenen? Nie wird das Glück *das* zu dem Deinen machen, was die Natur der Dinge dir fremd gemacht hat. Die Früchte der Erde gehören ohne Zweifel der Nahrung

nullum est proprium vobis atque insitum bonum, ut in externis ac sepositis rebus bona vestra quaeratis? Sic rerum versa condicio est, ut divinum merito rationis animal non aliter sibi splendere nisi inanimatae supellectilis possessione videatur? Et alia quidem suis contenta sunt, vos autem deo mente consimiles ab rebus infimis excellentis naturae ornamenta captatis nec intellegitis, quantam conditori vestro faciatis iniuriam. Ille genus humanum terrenis omnibus praestare voluit, vos dignitatem vestram infra infima quaeque detruditis. Nam si omne cuiusque bonum eo, cuius est, constat esse pretiosius, cum vilissima rerum vestra bona esse iudicatis, eisdem vosmet ipsos vestra existimatione submittitis, quod quidem haud immerito cadit. Humanae quippe naturae ista condicio est, ut tum tantum ceteris rebus, cum se cognoscit, excellat, eadem tamen infra bestias redigatur, si se nosse desierit. Nam ceteris animalibus sese ignorare naturae est, hominibus vitio venit.

Quam vero late patet vester hic error, qui ornari posse aliquid ornamentis existimatis alienis? At id fieri nequit; nam si quid ex appositis luceat, ipsa quidem quae sunt apposita laudantur, illud vero his tectum atque velatum in sua nihilo minus foeditate perdurat.

Ego vero nego ullum esse bonum, quod noceat habenti. Num id mentior? Minime, inquis. Atqui divitiae possidentibus persaepe nocuerunt, cum pessimus quisque eoque alieni magis avidus, quicquid

kein Gut zu eigen und eingepflanzt, daß ihr eure Güter in äußeren und nebensächlichen Dingen sucht? Hat sich die Lage der Dinge so verkehrt, daß ein dank der Vernunft göttliches Lebewesen vor sich selbst nicht anders als durch den Besitz leblosen Zierats zu glänzen scheint? Die andern sind zufrieden mit dem ihren; ihr, die ihr an Geist Gott ähnlich seid, erhascht von den niedrigsten Dingen Zierden für eure ausgezeichnete Natur und seht nicht ein, wie sehr ihr damit eurem Schöpfer Unrecht tut. Jener wollte, daß das Menschengeschlecht über alles Irdische rage, ihr stoßt eure Würde unter das Unterste herab. Denn wenn einmal erst jedes Gut eines jeden kostbarer ist als der, dem es gehört, wenn ihr erst die wertlosesten Dinge für eure Güter haltet, dann ordnet ihr euch nach eurer eigenen Schätzung eben ihnen selbst unter, was euch dann nicht unverdient trifft. Das ist ja die Grundbedingung der Menschenatur: so hoch sie über alle Dinge emporragt, wenn sie sich erkennt, so tief sinkt sie noch unter die Tiere, wenn sie aufhört, sich zu erkennen. Denn den andern Lebewesen ist sich nicht zu kennen Natur, bei den Menschen entsteht es aus dem Laster.

Wie weit erstreckt sich dieser euer Irrtum, wenn ihr glaubt, daß sich etwas durch fremden Schmuck schmücken lasse? Das aber kann nie sein; denn wenn etwas durch ein Beiwerk strahlt, dann liebt man zwar das Beiwerk, was aber davon verdeckt und verhüllt wird, verharrt in seiner dadurch um nichts geminderter Häßlichkeit.

Ich leugne aber, daß irgend etwas ein Gut sei, wenn es seinem Besitzer schadet. Spreche ich damit die Unwahrheit? Keineswegs, sagst du. Doch hat Reichtum sehr oft den Besitzern geschadet, da jeder Schlechteste um so gieriger nach fremdem Gut ist, weil er sich allein für den Würdigsten hält das zu be-

Quos premunt septem gelidi triones,
 Quos Notus sicco violentus aestu
 Torret ardentem recoquens harenas.
 Celsa num tandem valuit potestas
 Vertere pravi rabiem Neronis?
 Heu gravem sortem, quotiens iniquus
 Additur saevo gladius veneno!

Tum ego: Scis, inquam, ipsa minimum nobis ambitionem mortalium rerum fuisse dominatam. Sed materiam gerendis rebus optavimus, quo ne virtus tacita consenesceret.

Et illa: Atqui hoc unum est, quod praestantes quidem natura mentes, sed nondum ad extremam manum virtutum perfectione perductas allicere possit, gloriae scilicet cupido et optimorum in rem publicam fama meritorum. Quae quam sit exilis et totius vacua ponderis, sic considera.

Omnem terrae ambitum, sicuti astrologicis demonstrationibus accepisti, ad caeli spatium puncti constat obtinere rationem, id est, ut, si ad caelestis globi magnitudinem conferatur, nihil spatii prorsus habere iudicetur. Huius igitur tam exiguae in mundo regionis quarta fere portio est, sicut Ptolemaeo probante didicisti, quae nobis cognitis animantibus incolatur. Huic quartae, si quantum maria paludesque premunt quantumque siti vasta regio distenditur, cogitatione subtraxeris, vix angustissima inhabitandi hominibus area relinquetur. In hoc igitur minimo puncti quodam puncto circumsaepi atque conclusi de pervulganda fama, de proferendo nomine cogitatis? Ut quid habeat

Die der kalte Nord mit dem Froste bändiget,
 Die mit trocken Glut ungestüm der Südwind
 Dörret, wo er den Sand in der Wüste aufkocht.
 Solch erhabne Macht sie vermochte doch nicht,
 Daß des Nero Wut sich, des schlimmen wandle.
 Weh dem schweren Los, wenn das ungerechte
 Schwert zusammenkommt mit dem wilden Gifte!

Darauf sagte ich: Du weißt selbst, daß uns der Ehrgeiz nach vergänglichen Dingen sehr wenig beherrscht hat. Wir haben nur ein Wirkungsfeld für Taten gewünscht, damit unsre Kraft nicht stillschweigend altere. *oder hat*

Darauf jene: Das ist ja das einzige, was die Geister, die von Natur hervorragend, aber noch nicht zur höchsten Stufe durch Vervollkommnung der Tugend geführt sind, verlocken kann, nämlich die Begierde nach Ruhm und der Ruf hoher Verdienste im Staat; wie dürftig auch dieser ist, wie völlig gewichtlos, das überlege nun!

Wie du aus den Beweisen der Astrologen weißt, ist die Erde in ihrem ganzen Umfang nur ein Punkt im Vergleich zum Himmelsraum, so daß, wenn man sie gegen die Größe der Himmelskugel hält, sie überhaupt keinen Raum zu haben scheint. Von diesem in der Gesamtwelt so geringfügigen Gebiet wird, wie du aus Ptolemäus' Beweis gelernt hast, nur der vierte Teil von uns bekannten Lebewesen bewohnt. Wenn du in Gedanken von diesem vierten Teil das abziehst, was Meer und Sümpfe einnehmen, oder wo sich Wüsten erstrecken, so bleibt für die Menschen kaum ein allerkleinster Wohnsitz. Auf diesem geringsten Punkt eines Punktes umhegt und eingeschlossen, denkt ihr nun euren Ruf zu verbreiten, euren *circus*

amplum magnificumque gloria tam angustis exiguisque limitibus artata? Adde, quod hoc ipsum brevis habitaculi saeptum plures incolunt nationes lingua, moribus, totius vitae ratione distantes, ad quas tum difficultate itinerum, tum loquendi diversitate, tum commercii insolentia non modo fama hominum singulorum, sed ne urbium quidem pervenire queat. Aetate denique Marci Tulli, sicut ipse in quodam loco significat, nondum Caucasum montem Romanae rei publicae fama transcenderat et erat tunc adulta Parthis etiam ceterisque id locorum gentibus formidolosa. Videsne igitur, quam sit angusta, quam compressa gloria, quam dilatare ac propagare laboratis? An ubi Romani nominis transire fama nequit, Romani hominis gloria progredietur? Quid quod diversarum gentium mores inter se atque instituta discordant, ut, quod apud alios laude, apud alios supplicio dignum iudicetur? Quo fit, ut, si quem famae praedicatio delectat, huic in plurimos populos nomen proferre nullo modo conducatur. Erit igitur pervagata inter suos gloria quisque contentus et intra unius gentis terminos praeclara illa famae immortalitas coartabitur.

Sed quam multos clarissimos suis temporibus viros scriptorum inops delevit oblivio. Quamquam quid ipsa scripta proficiant, quae cum suis auctoribus premit longior atque obscura vetustas? Vos vero immortalitatem vobis propagare videmini, cum futuri famam temporis cogitatis. Quod si ad aeternitatis infinita spatia pertractes, quid habes quod de nominis tui diuturnitate laeteris? Unius etenim mora momenti,

Namen auszudehnen? Was besitzt denn Wertes und Prächtiges ein Ruhm, der auf so enge und geringfügige Grenzen beschränkt ist? Füge hinzu, daß auch dieses enge Gehege eures Wohnsitzes mancherlei Nationen bewohnen, die durch Sprache und ihre ganze Lebensweise euch fernstehen, zu denen wegen der Schwierigkeit der Reise, der Verschiedenheit der Sprachen, des Mangels an Verkehr nicht nur nicht der Ruf einzelner Personen, sondern nicht einmal ganzer Städte gelangen kann. Zur Zeit des Marcus Tullius hatte, wie er selbst einmal bemerkt, der Ruf des römischen Staatswesens noch nicht einmal den Kaukasus überschritten, und es war damals in voller Kraft, den Parthern und den andern Völkern dieser Gegenden furchtbar. Siehst du also, wie eng, wie eingeschränkt dieser Ruhm ist, den ihr zu verbreiten und fortzupflanzen euch so bemüht? Denn wohin der Ruf des römischen Namens nicht gelangen kann, dahin soll der Ruhm eines römischen Mannes vordringen? Obendrein sind Sitten und Einrichtungen verschiedener Völker untereinander zwieträftig, so daß, was bei den einen des Lobes, bei den andern des höchsten Tadels würdig scheint. So kommt es, daß wenn sich jemand der Bekanntmachung seines Ruhmes freut, dies nicht dazu führt, daß sein Name bei andern Völkern verbreitet wird. Daher muß jeder zufrieden sein, wenn sich sein Ruhm unter den Seinigen ausbreitet, und jene herrliche Unsterblichkeit des Ruhmes wird sich auf die Grenzen eines einzigen Volkes beschränken.

Wieviele ihrer Zeit hochberühmte Männer hat aus Mangel an Geschichtsschreibern Vergessenheit ausgelöscht! Freilich was sollen auch die Schriften selbst nutzen, auf denen samt ihren Schriftstellern langes und verdunkelndes Alter lastet? Euch aber scheint es, als ob ihr für euch Unsterblichkeit pflanzt,

wenn ihr an den Ruhm der Zukunft denkt. Wenn du die unendlichen Räume der Ewigkeit durchfliegst, hast du dann noch Grund dich an der Dauer deines Namens zu freuen? Wenn du das Verweilen eines einzigen Augenblicks mit zehntausend Jahren vergleichst, so mag jener, da beide nur ein begrenzter Zeitraum sind, eine zwar geringe, aber immerhin eine Ausdehnung haben. Aber die Zahl der Jahre schlechthin, auch jedes Vielfache derselben, läßt sich mit der unbegrenzten Dauer überhaupt nicht vergleichen; denn Begrenztes kann man wohl noch zu einander in Beziehung setzen, aber zwischen Endlichem und Unendlichem gibt es keine. So kommt es, daß der Ruf in einer noch so ausgedehnten Zeit, wenn er zusammen mit der unerschöpflichen Ewigkeit gedacht wird, nicht klein, sondern überhaupt nicht vorhanden scheint.

Ihr aber versteht nur nach der Stimmung des Volkes und seinem nichtigen Gerede recht zu handeln, ihr laßt den Vorzug des Gewissens und der Tugend außer acht und fordert Lohn von fremdem Geschwätz. Höre, wie witzig einst jemand so leichtfertige Anmaßung verspottet. Irgend jemand hatte einen Menschen, der nicht zur Übung wahrer Tugend, sondern aus Ruhmredigkeit fälschlich den Namen Philosoph angenommen hatte, mit Schmähungen angefahren und hinzugefügt, er werde bald wissen, ob jener ein Philosoph sei, wenn er nämlich die Beleidigungen sanft und geduldig ertrüge. Der nahm ein Weilchen Geduld an, und als ob er über die Beleidigungen spottete, sagte er: «Begreifst du nun, daß ich ein Philosoph bin?» Darauf sagte der andre bissig: «Ich hätte es begriffen, wenn du geschwiegen hättest.»

Was geht vorzügliche Männer, denn nur von solchen ist die Rede, die aus Tugend nach Ruhm streben, was, frage ich, geht sie nach Auflösung des Körpers durch den Tod der Nachruf an? Wenn die Menschen ganz sterben, was unsere Vernunft zu glauben verbietet, so gibt es überhaupt keinen Ruhm, da,

Doch du sollst nicht glauben, daß ich einen unerbittlichen Krieg mit der Fortuna führe; manchmal macht sie sich auch um den Menschen wohl verdient und ist nicht trügerisch; dann nämlich, wenn sie sich offen kundgibt, wenn sie ihre Stirne enthüllt und ihren Charakter bekennt. Vielleicht begreifst du noch nicht, was ich sagen will. Wunderbar ist freilich, was ich zu sagen trachte, und deshalb kann ich meine Meinung kaum mit Worten entwickeln. Ich glaube nämlich, daß den Menschen ein widriges Geschick mehr als ein günstiges nütze. Dieses lügt nämlich immer unter dem Scheine der Glückseligkeit, während es zu schmeicheln scheint; jenes ist immer wahr, da es in seiner Veränderung seine Unstetheit zeigt; dieses täuscht, jenes belehrt. Dieses bindet die Seelen der Genießer unter dem Scheine lügnerischer Güter, jenes löst sie durch die Erkenntnis der Gebrechlichkeit jener Glückseligkeit. Daher siehst du dieses windig, fließend, immer seiner selbst unkundig, jenes nüchtern, gerüstet und klug gerade durch Übung in der Widerwärtigkeit. Endlich zieht das Günstige durch Schmeicheln vom Pfade der Tugend ab, das Widrige führt meistens zum wahren Guten zurück, indem es mit Widerhaken zieht. Und dann schätzeest du es gering, daß diese herbe schreckliche Göttin dir die Seelen der treuen Freunde entdeckt hat? Sie hat dir die zuverlässigen Mienen der Gefährten von den zweideutigen gesondert, und als sie wegging, hat sie die ihrigen mit sich genommen, die deinigen dir gelassen. Wie hoch hättest du dir dies erkauf, als du dir noch heil und beglückt erschienst? Jetzt klagst du über verlorene Schätze; du hast die kostbarste Art von Reichtümern, Freunde gefunden.

Daß die Welt mit beständger Treu
Eintracht mitten im Wechsel hält,
Daß im Zwist ihrer Keime doch
Stets das ewige Bündnis bleibt,

DRITTES BUCH

Schon hatte sie ihren Gesang beendet, als mich noch immer hörbegierig in Staunen versunken, das lauschende Ohr ihr zugewandt, der süße Zauber des Liedes fesselte. Endlich sprach ich: O du höchster Trost ermatteter Gemüter, wie hast du mich zugleich mit der Wucht der Gedanken und der Holdseligkeit des Gesanges erquickt, so sehr, daß ich mich nun und fortan den Schlägen der Fortuna gewachsen fühle. Darum bebe ich jetzt nicht mehr zurück vor jenen Heilmitteln, die du noch eben als zu scharf bezeichnetest, sondern fordere sie hörbegierig mit Heftigkeit.

Da sprach jene: Ich habe es wohl gefühlt, wie du unsre Worte schweigend und mit Aufmerksamkeit aufrafftest, und diese Verfassung deines Geistes habe ich nicht nur erwartet, sondern ich habe sie in Wahrheit selber bewirkt. Was übrig bleibt, ist derart, daß es beim Kosten wohl herb, beim Genusse aber süß ist. Und wenn du dich jetzt hörbegierig nennst, von welcher Glut würdest du entflammt sein, wenn du erkennst, wohin wir dich zu führen unternehmen?

Wohin? fragte ich.

Zum wahren Glück, sprach sie, von dem auch dein Geist träumt; da aber dein Auge auf Schattenbilder gerichtet ist, vermag er es selbst nicht anzuschauen.

Darauf ich: Eile, ich beschwöre dich, und zeige mir ohne Zögern, was dieses Wahre ist.

Deinetwegen will ich es gerne tun, sagte sie, doch werde ich zuvor versuchen den Grund, der dir bekannter ist, mit Worten zu bezeichnen und zu gestalten, damit du ihn erst erblickst und dann, wenn du dein Auge nach der entgegengesetzten Seite wendest, das Bild des wahren Glückes zu erkennen vermögest.

Rodet der Landmann das fruchtbare Saatfeld,
 Tilget er erstlich das taube Gesträuch aus,
 Sichert den Dornbusch, wuchernde Farren,
 Dann erst lohnt Ceres mit üppigen Ähren.
 Süßer noch mundet, was Bienen uns schenken,
 Spürte den bitteren Geschmack erst die Zunge.
 Holder noch leuchten die Sterne hernieder,
 Schweigt erst der Sturm und des Regens Gebrause.
 Luzifer muß erst die Finsternis scheuchen,
 Ehe der Tag dann das Rosengespann führt.
 Du von falschen Gütern geblendet,
 Schüttle zuvor vom Nacken das Joch ab,
 Dann erst erfüllt die Wahrheit den Geist dir.

Da heftete sie eine Weile ihren Blick auf den Boden, als ob sie sich in den innersten Sitz ihrer Seele zurückzöge, dann begann sie: Alle Sorge der Menschen, wie vielfältig auch die Mühe ihrer Bestrebungen sein mag, schlägt zwar verschiedene Wege ein, trachtet aber doch nur nach einem Ziele, nach der Glückseligkeit. Ein Gut aber nenne ich, das nichts weiter zu wünschen läßt, wenn man es erlangt hat. Das aber ist das höchste Gut, in dem alle andern enthalten sind; es wäre eben das höchste nicht, wenn ihm irgend etwas abginge, da ja dann eben noch etwas außerhalb wäre, was man wünschen könnte. Es ist also klar, daß die Glückseligkeit ein Zustand ist, der durch die Vereinigung aller Güter vollkommen ist.

Diesen, wie gesagt, suchen alle Sterblichen zu erreichen, aber auf verschiedenen Pfaden. Denn dem Geiste der Menschen ist von Natur die Begierde nach dem wahren Guten eingepflanzt, nur der mißleitete Irrtum verführt sie zum Falschen. Einige,

Nach den Wäldern sehnt er sich traurig,
Nach den Wäldern klingt süß sein Singen.
Packt die kräftige Faust den Setzling,
Neigt zur Erde herab sich der Gipfel;
Läßt ihn los die krümmende Rechte,
Aufwärts steigt sein Scheitel zum Himmel.
Phöbus sinkt in nächtliche Wogen,
Aber zurück auf verborgenem Pfade
Führt den Wagen er wieder zum Aufgang.
So sucht alles die eigenen Bahnen,
Alles fühlt die Wonnen der Rückkehr.
Das nur bleibt in der ewigen Ordnung,
Was den Anfang eint mit dem Ende,
Was sich schließt zum gefestigten Kreise.

Auch ihr, o irdische Geschöpfe, träumt, wenn auch unter einem dürftigen Bilde, von eurem Ursprung, und mögt ihr auch dieses wahre Ziel der Glückseligkeit wenig durchdringen und nur in Gedanken schauen, so führt euch doch dahin und zum wahren Guten euer natürlicher Hang, und nur der vielgestaltige Irrtum lenkt euch davon ab. Erwäge nun, ob die Menschen durch das, wodurch sie Glückseligkeit zu erreichen hoffen, zum vorbestimmten Ziele zu gelangen vermögen. Wenn nämlich Geld oder Ehre usw. so beschaffen sind, daß ihnen kein Gut mehr zu fehlen scheint, so wollen auch wir bekennen, daß die Menschen hierdurch glücklich werden können. Wenn sie aber nicht das zu leisten vermögen, was sie versprechen, und der meisten Güter entbehren, ertappt man sie dann nicht offenkundig auf einem falschen Schein von Glückseligkeit?

Ich frage dich zuerst selbst, der du noch eben in Reichtum schwammst: Hat unter diesem Überfluß von Schätzen deinen

Geist niemals Angst getrübt, die aus irgendeinem Unrecht erwuchs?

Doch, sagte ich, ich kann mich nicht erinnern, jemals so freien Geistes gewesen zu sein, daß mich nicht irgendeine *ehres* Sorge geängstigt hätte.

Nicht wahr, weil etwas fehlte, was du gerne nicht hättest fehlen sehen, oder weil etwas da war, was du lieber forthaten wolltest?

So ist es, sagte ich.

Also wünschtest du das eine herbei, das andere weg?

Ich gestehe es, sagte ich.

Entbehrt man das, sagte sie, was ein jeder sich wünscht?

Man entbehrt es, sagte ich.

Wer nun etwas entbehrt, genügt nicht vollauf sich selbst?

Keineswegs, sagte ich.

Dich erfüllte also ein solches Nichtgenügen inmitten deiner Schätze? sprach sie.

Was denn sonst? sprach ich.

Also vermag dich Reichtum nicht bedürfnislos und selbstgenügsam zu machen, und gerade das schien er zu versprechen. Darüber hinaus muß man ganz besonders erwägen, daß es nicht in der Natur des Geldes liegt, daß man es seinen Besitzern ohne deren Zustimmung nicht nehmen könne.

Ich gestehe es, sagte ich.

Wie solltest du es auch nicht gestehen, da es täglich ein Stärkerer einem Schwächeren entreißt? Woher kämen denn die Gerichtsklagen, wenn nicht Geld zurückgefordert würde, das mit Gewalt oder List den Eigentümern gegen ihren Willen entrissen worden ist?

So ist es, sagte ich.

Also bedarf wohl jeder, sprach sie, eines von außen kommenden Schutzes, um sein Geld zu sichern?

Wer möchte das leugnen, sagte ich.

Gleichwohl würde er nicht eines solchen bedürfen, wenn er nicht Geld besäße, das er verlieren könnte?

Daran kann man nicht zweifeln, sagte ich.

So hat sich die Sache gerade in ihr Gegenteil verwandelt; der Reichtum, von dem man glaubte, daß er sich selbst genüge, ist vielmehr fremden Schutzes bedürftig. Auf welche Weise soll auch die Bedürftigkeit vom Reichtum vertrieben werden? Können etwa Reiche nicht hungern? Können sie nicht dürsten? Fühlen die Glieder der Begüterten nicht die Winterkälte? Aber, wirst du sagen, die Reichen haben das Mittel in der Hand, Hunger und Durst zu stillen und die Kälte abzuwehren. Dergestalt freilich läßt sich das Bedürfnis durch den Reichtum stillen, aber nicht von Grund aus abschaffen. Denn wenn auch dieser ewig gährende, ewig begehrende Schlund mit Schätzen gefüllt wird, wird doch noch immer etwas zum Füllen bleiben. Ich schweige davon, daß der Natur das Geringste genügt, der Habgier aber nichts. Wenn also der Reichtum das Bedürfnis nicht abschaffen kann, wenn er vielmehr sein eigenes schafft, wie könnt ihr dann glauben, daß er Genüge gewähre?

Wenn aus des Goldes nie versiegter Quelle auch
Schöpft des Geizigen Gier Schätze, die nimmer genug,
Und schmückt er mit des Meeres Perlen seinen Hals,
Pflügt sein fruchtbares Feld hundertfältig Gespann,
Nagt doch die Sorge ewig an dem Lebenden,
Und sein nichtiger Schatz läßt ihn im Tode allein.

Doch Würden machen den, der sie erworben, angesehen und ehrfurchtgebietend. Haben aber obrigkeitliche Stellen die Kraft, dem Geist ihrer Inhaber Tugend einzufloßen, Fehler

die Todesart zu wählen. Den Papinianus, der lange unter den Höflingen mächtig war, gab Antoninus den Schwertern der Soldaten preis. Und doch hätten beide gern auf ihre Macht verzichtet, Seneca versuchte sogar seine Schätze Nero zu überlassen und sich in die Stille zurückzuziehen, aber da die Stürzenden ihr eigenes Schwergewicht abwärts zieht, erreichte keiner seinen Wunsch.

Was ist das also für eine Macht, die der Besizende fürchtet und nicht sicher ist, sie zu bewahren, der man nicht ausweichen kann, auch wenn man sie niederlegen möchte?

Oder sind etwa Freunde, welche nicht die Tugend gewinnt, sondern das Glück, ein Schutz? Wen dir nur das Glück zum Freunde gemacht hat, den wird das Mißgeschick dir zum Feinde machen. Welche Seuche aber ist schädlicher als ein Feind, der dein Vertrauter war?

Wer mächtig zu werden begehret,
 Der zügle die Zornesgedanken,
 Den Nacken beuge er nimmer
 Ins schimpfliche Joch der Begierden.
 Denn mögen auch Indiens Länder
 Erzittern vor deinen Geboten,
 Das äußerste Thule dir dienen,
 Kannst du die verdüsternde Sorge,
 Die jammernde Klage nicht bannen,
 Ist all dieses Macht nicht zu nennen.

Der Ruhm nun, wie trügerisch, wie schimpflich ist er oft!
 Deshalb ruft der Tragiker nicht mit Unrecht aus:

«o Ruhm, o Ruhm, wie vielen schlechten Menschen hast du Stolz und leeren Dünkel mächtig aufgebläht.»

Viele nämlich haben oft einen großen Namen durch die falschen Meinungen der Menge davongetragen. Was kann man sich Schimpflicheres ausdenken; denn die fälschlich gepriesen werden, müssen bei ihrem Lob erröten. Ist es aber durch Verdienste erworben, was kann dies dem Bewußtsein des Weisen hinzufügen, der sein Gut nicht nach dem Gerede der Menge, sondern nach der Wahrheit des Gewissens mißt?

Und wenn es nun schön erscheint, seinem Namen Dauer zu geben, so müßte es folglich schimpflich genannt werden, ihn nicht auszubreiten. Aber wenn, wie ich kurz vorher erörtert habe, es viele Völker gibt, zu denen der Ruf eines einzelnen Menschen nicht dringen kann, so ergibt sich daraus, daß der, den du für ruhmvoll hältst, für uns nächstliegende Länder ruhmlos ist.

Die Volksgunst endlich halte ich nicht einmal der Erwähnung wert, die weder aus richtigem Urtheil herrührt, noch jemals lange dauert.

Und wer sieht nicht, wie leer, wie nichtig der Name des Adels ist. Wenn er zum Glanz gerechnet wird, so ist es ein ihm fremder; denn der Adel erscheint als ein gewisser Ruhm, der aus den Verdiensten der Vorfahren herrührt. Wenn also dies Lob Glanz verbreitet, so müssen die glänzen, die gepriesen werden, weil fremder Glanz, wenn du keinen eigenen besitzt, dich nicht strahlen läßt. Wenn also im Adel ein Gut liegt, so meine ich, ist dies das einzige, daß dem Adligen die Notwendigkeit auferlegt erscheint, nicht von der Tugend der Vorfahren zu entarten.

Alle Geschlechter der Sterblichen hier wachsen aus ähnlicher
Wurzel;

Denn ein einziger Vater ist, einer leitet das Weltall.

Seine Sichel gab er dem Mond, gab der Sonne die Strahlen,
Gab die Menschen der irdischen Welt wie dem Himmel die
Sterne.

In die Glieder verschloß er den Geist, den er vom hohen Throne
herabholt.

Also erschuf er die Sterblichen gleich, sie alle aus edelem Keime.

Lärmt ihr von Ahnen, von Herkunft! Schaut auf euer erstes
Entstehen,

Auf zu Gott dem Erzeuger, er hat niemand unedel gebildet;
Nur wer durch Laster das Schlechtere nährt, trennt sich selber
vom Ursprung.

Was soll ich nun von den Gelüsten des Körpers sagen? Das
Begehren ist voll Angst, die Sättigung voll Reue. Wieviel
Krankheiten, wie unerträgliche Schmerzen pflegen sie gewis-
sermaßen als Frucht ihrer Nichtsnutzigkeit dem Körper der
Genießer zu bringen. Was ihre Erregung Angenehmes haben
soll, weiß ich nicht, daß aber der Ausgang der Lust traurig
ist, wird jeder einsehen, der sich an seine Begierden erinnern
will. Wenn sie Glück entfalten könnten, so ist kein Grund,
nicht auch das Vieh für glücklich zu halten, dessen ganze
Absicht dahin geht, eine körperliche Leere auszufüllen. Ge-
wiß achtungsvoll würde die Freude an Frau und Kindern sein.
Doch nur zu sehr aus der Natur heraus wurde, ich weiß nicht
von wem, gesagt, daß Quälgeister Söhne erfunden haben. Wie
bitter eines solchen Lage sein kann, daran muß ich dich frei-
lich erinnern, da du es weder früher erprobt hast, noch jetzt
dich darum ängstigen brauchst. Hierin aber billige ich den
Ausspruch meines Euripides, der Kinderlose durch Unglück
glücklich nennt.

die Menschen, wie Aristoteles sagt, sich der Augen des Lynceus bedienen könnten, so daß ihr Blick durch alle Widerstände dränge, würde dann nicht, wenn man die Eingeweide schaute, auch der auf der Oberfläche schönste Körper, der eines Alcibiades, höchst häßlich erscheinen? Also läßt dich nicht deine Natur, sondern die Schwäche der schauenden Augen schön erscheinen.

Aber schätzt nur so hoch ihr wollt die Güter des Körpers, wenn ihr nur wißt, daß alles dieses, was ihr bewundert, die Hitze eines dreitägigen Fiebers auflösen kann.

Aus alle dem dürfen wir die Summe ziehen: alles, was weder die versprochenen Güter bieten können, noch durch die Vereinigung aller Güter vollkommen ist, führt weder als Weg zur Glückseligkeit, noch macht es selbst Glückliche.

Weh euch! Unwissenheit führt euch beklagenswert

Auf falschem Wege weit vom Ziel.

Nicht sucht Gold im Gezweig gründender Bäume ihr,

Nicht auf der Rebe Edelstein,

Nicht auf hohem Gebirg werft ihr die Netze aus

Nach Fischen, eurer Tafel Schmuck;

Und verfolgt ihr die Spur flüchtiger Gemsen Schar,

So steigt ihr nicht zum Seegestad'.

Selbst das kennen sie wohl, was mit den Fluten deckt

Des Meeres dunkelstes Versteck,

Wo die Woge im Schoß schimmernde Perlen birgt,

Woher der rote Purpur stammt.

Auch das Meerestestad' kennt ihr, wo zarter Fisch

Und wo der rauhe Seestern wohnt.

Wo das Gut sich verbirgt, das ihr doch alle sucht,

Das ist euch Blinden unbekannt.

Was dem Sternengezelt jenseits verborgen schwebt,
 Gesenkt zur Erde sucht's der Blick.
 Was erwünsche ich jetzt wohl für den dumpfen Geist?
 Nach Schätzen, Ehren geizt er nur,
 Doch wenn schwer ihn bedrückt lastend das falsche Gut,
 Dann möge er das wahre schaun.

Es mag nun ausreichen, bis hierher die Gestalt der lügnerischen Glückseligkeit gezeigt zu haben, und wenn du sie scharf betrachtetest, so ist es nun an der Reihe, das Wahre zu zeigen. Jawohl, sprach ich, ich sehe, daß Genügen weder aus Reichtum, noch Macht aus Herrschaft, noch Ehrwürdigkeit aus Würden, noch Glanz aus Ruhm, noch Freude aus Wollust herrühren kann.

Aber hast du auch die Gründe, warum dies so ist, entdeckt? Mir scheint es, als ob ich sie wie durch einen schmalen Spalt schaue, aber ich will sie lieber von dir offener erfahren.

Und doch liegt der Grund auf der Hand. Was nämlich einfach und von Natur ungeteilt ist, das trennt der menschliche Irrtum und führt es vom Wahren und Vollkommenen hinüber zum Falschen und Unvollkommenen. Oder glaubst du, daß je-
mand, dem nichts mangelt, der Macht entbehre?

Keineswegs.

Richtig, denn wenn ein Vermögen irgendwo schwächer ist, so daß es Schutz bedarf, so bedarf es auch eines andern.

So ist es, sagte ich.

Also ist die Natur des Selbstgenügens und der Macht ein und dieselbe?

So scheint es.

Hältst du nun das, was so beschaffen ist, für verächtlich, oder im Gegenteil für das Ehrwürdigste von allem?

Daran läßt sich wohl nicht zweifeln.

Fügen wir also dem Selbstgenügen und der Macht die Ehrwürdigkeit hinzu, um zu beweisen, daß diese drei eines sind.

Fügen wir sie hinzu, wenn wir die Wahrheit bekennen wollen.

Wie also? Erachtest du, daß dies dunkel und unansehnlich sei, oder von allem Glanz verklärt? Erwäge aber, daß das, was zugestandener Weise nichts weiter bedarf, was das Mächtigste, der Ehren Würdigste ist, wenn es des Glanzes entbehrte, den es sich selber nicht gewähren könnte, nach einer Seite hin erniedrigt schiene.

Ich muß, sprach ich, bekennen, daß dies, so wie es ist, auch das Glänzendste sein muß.

Also müssen wir Folgendes richtigstellen, daß der Glanz sich von den oben genannten drei Eigenschaften nicht unterscheidet.

Das folgt daraus, sagte ich.

Was also nichts Fremdes bedarf, was alles aus eigener Kraft vermag, was glänzend und ehrwürdig ist, ist das nicht jedenfalls auch das Freudigste?

Woher sich in ein solches irgendeine Trauer einschleichen sollte, sagte ich, kann ich nicht einmal ausdenken, deshalb ist es notwendig zu bekennen, wenn die Obersätze bleiben, daß es voll Freude sei.

Dann ist es auch ebenfalls nötig, daß zwar die Namen Genügen, Macht, Glanz, Ehrwürdigkeit, Freude verschieden sind, ihre Substanz sich aber auf keine Weise unterscheidet.

Notwendig, sagte ich.

Das also, was von Natur einfach und einheitlich ist, zertrennt die menschliche Verkehrtheit, und während sie einen Teil eines unteilbaren Dinges zu erlangen sucht, erreicht sie nicht einmal einen Teil, den es nicht gibt, geschweige denn das Ganze selbst, nach dem sie ja auch am wenigsten strebt.

Wie das? fragte ich.

Wer, sagte sie, auf der Flucht vor Armut Reichtum sucht, kümmert sich nicht um Macht, lieber will er im Dunkel und erniedrigt sein, auch entzieht er sich viel natürliches Vergnügen, um nur nicht das Geld, das er erworben, zu verlieren. Aber auf diese Art wird er kein Genügen finden, er, den die Kräfte verlassen, den Beschwerden stechen, den Erniedrigung verächtlich macht, den die Dunkelheit verbirgt. Wer aber nur Macht wünscht, verschwendet den Reichtum, blickt verächtlich auf das Vergnügen, schätzt sogar den Ruhm, der der Macht entbehrt, für nichts. Du siehst also, wieviel auch diesem fehlt. Denn so kommt es, daß er manchmal das Notwendige entbehrt, daß er von Angst gequält wird, und wenn er diese nicht vertreiben kann, aufhört das zu sein, was er am meisten begehrt, mächtig. Ähnlich darf man von Ehren, Ruhm und Vergnügen schließen; denn wenn auch von diesen jedes dasselbe ist wie das übrige, so erreicht der, welcher eines von ihnen erstrebt ohne die übrigen, nicht einmal das, was er wünscht.

Wie ist es denn, sagte ich, wenn jemand alles insgesamt und zugleich zu erlangen wünschen sollte?

Dann würde er zwar die Summe der Glückseligkeit wollen, aber würde er sie in den Dingen finden, die, wie wir gezeigt haben, das nicht erfüllen können, was sie versprechen?

Keineswegs, sagte ich.

In diesen Dingen also, von welchen man glaubt, daß sie erstrebenswerte Güter bringen, ist die Glückseligkeit auf keine Weise auszuspiiren.

Ich bekenne es, und nichts Wahreres als dies läßt sich sagen.

Du hast also, sprach sie, hiermit Gestalt und Ursache der falschen Glückseligkeit. Lenke nun das Schauen deines Geistes nach der entgegengesetzten Seite, denn dort wirst du, wie wir versprochen, sogleich die wahre sehen.

Das ist doch, sagte ich, auch einem Blinden durchsichtig, und du hast sie noch eben gezeigt, als du die Ursachen der falschen mir zu eröffnen suchtest. Denn wenn ich mich nicht täusche, ist das die wahre und vollkommene Glückseligkeit, die bewirkt, daß die Menschen selbstgenügend, mächtig, ehrwürdig, glänzend, fröhlich sind. Und auf daß du erkennst, daß ich es tief begriffen habe, was eines von ihnen, denn sie sind ja alle eins und dasselbe, in Wahrheit leisten kann, ist die volle Glückseligkeit, dies erkenne ich eindeutig.

Ja, glücklich bist du, mein Schüler, in dieser deiner Meinung, wenn du noch etwas hinzufügst.

Was denn? fragte ich.

Glaubst du, daß in diesen sterblichen und hinfälligen Dingen etwas liegt, was einen Zustand dieser Art veranlassen könnte?

Keineswegs, antwortete ich, ich meine, daß du es so gezeigt hast, daß nichts weiter zu wünschen übrig bleibt.

Dies also scheint den Sterblichen entweder Abbilder des wahren Guten oder unvollständige Güter zu geben, wahres und vollständiges Gut aber kann es nicht verleihen.

Ich stimme zu, sagte ich.

Da du also erkannt hast, was jene wahre Glückseligkeit ist und was eine falsche erlügt, bleibt uns nun übrig, daß du erkennst, woher du diese wahre holen kannst.

Das erwarte ich schon lange sehnsüchtig, sprach ich.

Aber da man, sagte sie, wie es unserm Plato im Timäus gefällt, auch bei der geringsten Angelegenheit den göttlichen Schutz anflehen soll, was glaubst du, daß nun zu tun sei, auf daß wir uns verdienen, den Sitz jenes höchsten Gutes zu finden?

Wir müssen den Vater aller Dinge anrufen, denn wenn wir ihn übergehen, dürfte kein Anfang recht gegründet sein.

Richtig, sagte sie, und zugleich stimmte sie an:

Der du lenkest die Welt nach dauernden festen Gesetzen,
Schöpfer des Himmels, der Erden, der du von Ewigkeit wandeln
Hießest die Zeit, selbst nimmer bewegt, bewegend das Weltall!
Keine äußere Macht trieb dich aus wogenden Massen
Deine Schöpfung zu formen; in dir nur trägst du des höchsten
Guten Gestalt, das frei ist von Mißgunst. Das All vom Urbild
Leitest du her; die herrliche, Herrlichster selber,
Trägst du im Geiste, die Welt, nach deinem Bilde geschaffen,
Von der vollendeten löst dein Befehl vollkommene Teile.
Bindest mit Zahlen die Elemente, daß Hitze und Kälte,
Regen und Dürre ihr Maß einhalten; die reinere Flamme
Nicht emporflieh', die Last nicht abwärts zöge die Erde.
Aus der Mitte der Drei-Natur entläßt du die Seele,
Die das Weltall bewegt, hüllst sie in harmonische Glieder.
Wenn sie getrennt, ballt sie das Bewegte in zwiefache Kreise,
Kehrt sie wieder in sich zurück, umschreitet des Geistes
Tiefen sie und verwandelt nach ähnlichem Bilde den Himmel.
Auch die geringeren Wesen und Seelen aus gleichem Grunde
führst hervor du, und die hohen. Fügend an leichte
Gefährte,
Teilst du sie aus in Himmel und Erde; nach güt'gem Gesetze
Rufst du sie wieder dir zugewandt zurück von dem Feuer.
Vater, verleihe meinem Geist, den himmlischen Sitz zu ersteigen,
Gib ihm zu schauen die Quelle des Guten, gib du ihm wieder
Licht des Geistes, daß er auf dich nur richte die Augen.
Scheuche die irdischen Nebel, zerstöre die wuchtenden Lasten.
Leuchte du auf mit deinem Glanz; denn du bist die Helle,
Du besel'gende Ruh den Frommen, dich schauen ist Ende,
Ursprung, Führer, Erhalter und Weg und Ende du selber.

Da du nun gesehen, welches die Gestalt des vollkommenen und welches die des unvollkommenen Guten ist, glaube ich erörtern zu sollen, worin die vollendete Glückseligkeit besteht.

Hierbei glaube ich zuerst untersuchen zu sollen, ob ein Gut derart, wie du es vorher bestimmt hast, in der Wirklichkeit bestehen kann, damit uns nicht ein Trugbild des Gedankens, das außerhalb der Wahrheit des gesetzten Gegenstandes liegt, täusche. Aber daß es existiert und gleichsam die Quelle aller Güter ist, läßt sich nicht leugnen. Denn alles, was unvollkommen genannt wird, das wird ja durch Verringerung eines Vollkommenen unvollkommen. Daher kommt es, daß wenn irgend etwas in irgendeiner Gestalt unvollkommen scheint, es notwendig auf etwas Vollkommenes hinweist. Denn hebt man die Vollkommenheit auf, so läßt sich nicht einmal vorstellen, woher das, was man als unvollkommen bezeichnet, rühre; denn die Natur nimmt nicht ihren Ausgang vom Geringeren und Unvollkommenen, sondern vom Vollständigen und Unbedingten ausgehend, verfällt sie bis zum äußersten Kraftlosen. Wenn also, wie wir kurz zuvor gezeigt haben, es eine gewisse unvollkommene und gebrechliche Glückseligkeit des Guten gibt, so kann man nicht zweifeln, daß es eine feste und vollkommene gibt.

Das ist aufs sicherste und wahrste geschlossen, sagte ich. Wo es nun wohnt, sprach sie, betrachte so. Daß Gott, der Herr aller Dinge, gut ist, beweist die gemeinsame Vorstellung aller menschlichen Geister. Da sich nichts Besseres als Gott ausdenken läßt, wer möchte zweifeln, daß das gut sei, wovon es kein Besseres gibt? So zeigt Vernunft, daß Gott das wahre Gute ist, indem sie beweist, daß auch das vollkommene Gut in ihm enthalten ist. Denn wenn dem nicht so wäre, so könnte er nicht der Herr aller Dinge sein; es würde dann nämlich

etwas, was die vollkommene Güte besitzt, vorzüglicher sein als er, und dies müßte dann als das Frühere und Ältere erscheinen; denn alles Vollendete ist ersichtlich früher als das minder Vollständige. Damit also die Vernunft nicht ins Unendliche fortgehe, muß man bekennen, daß der höchste Gott vollständig erfüllt sei vom höchsten und vollendeten Guten. Wir haben aber festgestellt, daß das vollendete Gute auch die wahre Glückseligkeit sei, also muß notwendig in dem höchsten Gott auch die wahre Glückseligkeit gelegen sein.

Ich nehme es an, sagte ich, es gibt nichts, worin man irgendwie widersprechen könnte.

Ich bitte aber, sagte sie, sieh zu, wie du es fest und unerschütterlich beweisen mögest, daß, wie wir gesagt, der höchste Gott ganz erfüllt sei vom höchsten Gut.

Wie? sagte ich.

Daß du mir nicht annehmest, daß er, der Vater aller Dinge, jenes höchste Gut, von dem er erfüllt vorgestellt wird, entweder von außen empfangen habe, oder nur so von Natur besitze, daß man gleichsam die Substanz des besitzenden Gottes und der besessenen Glückseligkeit als verschieden denken könnte. Denn wenn man meint, daß sie von außen empfangen sei, so könnte man das, was gegeben, als vorzüglicher ansehen, als das, was empfangen hat. Aber wir bekennen geziemend, daß er vor allen der Hervorragendste sei. Wenn dies von Natur in ihm läge, aber der Vernunft nach von ihm verschieden wäre, wer könnte, wenn wir von Gott, dem Herrn der Schöpfung reden, sich auch nur vorstellen, daß er solche Gegensätze vereinigen möchte? Endlich, was von einem beliebigen Ding verschieden ist, ist eben nicht das, wovon es als verschieden erkannt wird; deshalb ist das, was vom höchsten Gut seiner Natur nach verschieden ist, nicht das höchste Gut, was unmöglich von dem zu denken ist, was als das Vorzüglichste feststeht.

Erlangen der Gottheit glücklich werden; so wie aber durch das Erlangen der Gerechtigkeit Gerechte, durch das der Weisheit Weise werden, so müssen aus gleichem Grunde die, die Gottheit erlangt haben, Götter werden. Jeder Glückselige also ist Gott, und zwar von Natur ein einziger; nichts aber steht im Wege, daß teilhaftig so viele wie möglich sind.

Das ist schön, sagte ich, das ist köstlich, magst du es nun Porisma oder Corollar nennen.

Und doch ist nichts schöner, als was die Vernunft hiermit zu verknüpfen uns überzeugt.

Was? sprach ich.

Da die Glückseligkeit offenbar vieles enthält, verbindet sich dann alles gleichsam zu einem Körper der Glückseligkeit bei einer gewissen Mannigfaltigkeit der Teile, oder gibt es etwas unter diesen, was die Substanz der Glückseligkeit ausmacht und worauf sich alles übrige bezieht?

Ich wünschte, sagte ich, daß du das durch eine Erörterung der Sache selbst klar machst.

Urteilten wir nicht, daß die Glückseligkeit ein Gut sei?

Und zwar das höchste, erwiderte ich.

Noch folgendes kannst du zu allem hinzufügen, sagte sie. Denn ebenso ist Genügen höchste Glückseligkeit, ebenso werden Macht, Ehre, Glanz, Vergnügen für höchste Glückseligkeit geachtet.

Was also, sind nun alle diese: Habe, Selbstgenügen, Macht und die übrigen gleichsam wie Glieder der Glückseligkeit oder bezieht sich alles auf das Gute, wie auf einen Schlußstein?

Ich verstehe zwar, sprach ich, was du zur Erörterung vorschlägst, aber ich wünsche zu hören, was du feststellst.

Vernimm die Entscheidung so: Wenn dies alles Glieder der

Glückseligkeit wären, so würden sie auch untereinander abweichen. Denn dies ist die Natur der Teile, daß verschiedene einen Körper zusammensetzen. Gleichwohl ist doch gezeigt worden, daß alles dies ein und dasselbe ist, also sind sie keineswegs Glieder; sonst würde die Glückseligkeit einem Gliede verbunden erscheinen, was unmöglich ist.

Das ist unzweifelhaft, sprach ich, aber ich warte, was übrig bleibt.

Offenbar also bezieht sich nun alles übrige auf das Gute. Deshalb wird das Genügen erstrebt, weil es ja für das Gute gehalten wird, deshalb die Macht, weil sie auch für das Gute gehalten wird, dasselbe läßt sich von Ehrwürdigkeit, Glanz, Vergnügen schließen. Also ist die Summe und die Ursache alles Erstrebenswerten das Gute. Was aber weder der Sache noch der Ähnlichkeit nach irgendein Gut in sich enthält, kann man auf keine Weise erstreben. Andererseits wird auch, was von Natur nicht gut ist, erstrebt, wenn es nur scheint, als ob es wahrhaftig gut sei. So kommt es, daß man mit Recht glaubt, daß das Gute Summe, Angelpunkt und Ursache alles Erstrebenswerten sei. Was um seines willen erstrebt wird, das scheint man am meisten zu wünschen. Gleichwie wenn jemand um der Gesundheit willen reiten will, er nicht sowohl die Bewegung des Reitens als die Wirkung der Gesundheit wünscht. Da alles des Guten wegen erstrebt wird, wird auch nichts mehr als das Gute von allen erwünscht. Aber daß es die Glückseligkeit sei, um deretwillen alles andre gewünscht wird, haben wir zugestanden; deshalb wird auch allein die Glückseligkeit gesucht, woraus klar erhellt, daß die Substanz der Glückseligkeit und des Guten ein und dasselbe ist.

Ich sehe nichts, worin dir irgend jemand widersprechen könnte.

Daß aber Gott und die wahre Glückseligkeit ein und dasselbe sind, haben wir gezeigt.

Ja, sprach ich.

Also dürfen wir unbesorgt schließen, daß auch die Substanz Gottes im Guten und nicht sonstwo gelegen ist.

Kommt nun alle hierher, o kommt Gefangne,
 Die euch trugvoll schließt in die schlimmen Ketten
 Sie, die irdischen Sinn umfängt, Begierde.
 Hier ist euch bereit eine Rast der Mühen,
 Hier winkt lieblich für euch der stille Hafen,
 Offen steht euch hier alles Elends Zuflucht.
 Was von goldenem Sand der Tagus spendet,
 Was vom roten Strand auch der Hermus mitführt,
 Was der Indus, der nach der heißen Zone
 Weiße Perlen mischt mit den Grün-Smaragden,
 Wenn auch hell sie den Blick selbst Blinden machen,
 Führen sie den Geist nur herab ins Dunkel;
 All das, was euch gefällt, die Sinne aufreizt,
 Nährt im innern Bauch sich der Erdenhöhlen.
 Doch der Glanz, dessen Kraft die Himmel lenket,
 Flicht die Finsternis, wo die Seelen stürzen.
 Wer ins Auge vermag dies Licht zu fassen,
 Wird den Lichtstrahl selbst noch der Sonne leugnen.

Ich stimme zu, sprach ich; denn alles ist durch festeste Gründe verknüpft.

Darauf jene: Wie hoch wirst du es erst schätzen, wenn du erkannt hast, was das Gute selbst ist?

Unendlich hoch, sagte ich, wenn es mir gelingt, auch Gott, der das Gute ist, zu erkennen.

Das werde ich dir ja durch die untrüglichste Begründung kund tun, nur muß dir, was wir eben erschlossen, fest bleiben.

ein Lebewesen. Wenn sich aber die Einheit durch Trennung beider löst, so ist klar, daß es untergeht und kein Lebewesen mehr sein kann. Auch der Körper selbst wird, solange er durch die Glieder in einer Form verharrt, als von menschlicher Art angesehen. Aber wenn die Teile des Körpers trennt und gesondert die Einheit zerrissen haben, hört er auf zu sein, was er war. Wer auf diese Weise das übrige durchgeht, dem wird ohne Zweifel sich ergeben, daß ein jegliches besteht, solange es eine Einheit ist, wenn es dies zu sein aufhört, aber untergeht.

Je mehr ich das erwäge, scheint es mir keineswegs anders zu sein.

Gibt es nun etwas, fragte sie, das, soweit es naturgemäß handelt, den Trieb zum Bestehen aufgibt und zu Untergang und Zerfall zu gelangen wünscht?

Wenn ich die Lebewesen betrachte, sagte ich, die irgendeine natürliche Anlage zum Wollen und Nichtwollen besitzen, so finde ich nicht, daß sie ohne äußeren Zwang den Trieb zu beharren wegwerfen und sich freiwillig zum Untergang drängen. Denn jedes Lebewesen bemüht sich sein, Heil zu wahren, Tod und Verderben aber zu vermeiden. Aber ich zweifle, ob ich für Kräuter und Bäume, ob ich überhaupt für die unbeseelten Dinge beistimmen kann.

Und doch brauchst du daran nicht zu zweifeln, da du siehst, wie Kräuter und Bäume hauptsächlich an den für sie passenden Orten wachsen, wo sie, soweit es ihre Natur zuläßt, nicht rasch vertrocknen und verkommen können. Denn die einen wachsen in Feldern, andre auf Bergen, die stehen in Sümpfen, andre klammern sich an Felsen, dürrer Sand ist für diese der Nährboden, und wenn man sie an andre Plätze zu verpflanzen sucht,

aus den Grundsätzen der Natur her. Denn der Wille heißt oft aus zwingenden Gründen den Tod willkommen, vor dem die Natur zurückschaudert, hingegen zügelt bisweilen der Wille das, wodurch allein die Dauer sterblicher Dinge währt, die Zeugung, die die Natur immer begehrt. So sehr geht die Liebe zu sich selbst nicht aus seelischer Bewegung, sondern aus der Absicht der Natur hervor. Denn die Vorsehung hat den von ihr geschaffenen Dingen diese oberste Ursache zum Beharren gegeben, daß sie, soweit sie es können, zu beharren begehren, daher ist keinerlei Grund zum Zweifel gegeben, daß alles was ist, von der Natur die Beständigkeit im Beharren erstrebt und die Vernichtung vermeidet.

Ich bekenne, sagte ich, daß ich jetzt unbezweifelt durchschaue, was mir erst ungewiß schien.

Was aber, sprach sie, zu bestehn und zu beharren begehrt, das wünscht auch eine Einheit zu sein; denn wenn sie aufgehoben ist, kann nichts ausdauern.

Das ist wahr, sagte ich.

Alles also wünscht die Einheit?

Ich habe zugestimmt.

Aber daß die Einheit dasselbe ist wie das Gute, haben wir gezeigt.

Ja.

Alles also strebt nach dem Guten, was man auch so umschreiben kann, es muß das Gute sein, was von allen begehrt wird.

Nicht wahrer läßt es sich ausdenken, sagte ich, denn entweder wird sich alles auf ein Nichts beziehen und gleichsam des einigenden Gipfels beraubt ohne Lenker hin und her fluten, oder wenn es etwas gibt, wohin die Gesamtheit drängt, so wird es das höchste aller Güter sein.

Und jene sprach: Ich freue mich gar sehr, mein Zögling, denn du hast deinem Geist das Kennzeichen des Kernes der Wahrheit eingeprägt. Aber hierin wurde dir offenbar, was du noch vor kurzem nicht zu wissen behauptetest.
Was? fragte ich.

Was das Endziel aller Dinge sei. Denn wahrhaftig es ist das, was von allen gewünscht wird, und weil wir geschlossen haben, daß es das Gute ist, müssen wir auch bekennen, daß das Gute das Ziel aller Dinge ist.

Wer tiefen Sinnes auf der Wahrheit Spuren geht,
Wer nie vom falschen Wege sich verführen läßt,
Der wende zu dem eignen innern Licht den Blick,
Den weiten Bogen beugend schließe er den Kreis;
Er lehre seinen Geist: was draußen er gesucht,
Besitzt er längst beschlossen in ureignem Schatz;
Was ihm des Irrtums schwarze Wolke lang verdeckt,
Durchleuchtet ihn noch heller als der Sonne Strahl.
Nicht alles Licht entschwand dem Geist, als in die Last
Des Leibes, des vergessenbringenden er fuhr;
In seinem Innern schläft der Wahrheit Samenkorn,
Und von der Lehre angefacht, sprießt es hervor.
Wie gäbt, befragt, ihr rechte Antwort aus euch selbst,
Wenn nicht der Funke lebte, tief ins Herz gesenkt?
Drum wenn des Plato Muse echte Wahrheit singt,
Erinnert jeder unbewußt sich, was er lernt.

Darauf sagte ich: Plato stimme ich nachdrücklich zu; denn hieran erinnerst du mich schon zum zweiten Male, zuerst als ich durch den verderblichen Einfluß des Körpers, dann von der Last des Kummers niedergedrückt, die Erinnerung verloren hatte.

Darauf sprach jene: Wenn du auf schon früher Zugestandenes zurückblickst, wird es dir auch nicht fern liegen, dich zu erinnern, was du damals nicht zu wissen bekanntest.

Was? sagte ich.

Von welchem Steuer, sagte sie, die Welt gelenkt wird.

Ich erinnere mich, erwiderte ich, daß ich meine Unwissenheit bekannt habe, aber wenn ich auch voraussehe, was du anführen willst, so wünsche ich doch es ausführlicher von dir zu hören.

Daß diese Welt, sprach sie, von Gott gelenkt werde, hieltest du noch vor kurzem für unzweifelhaft.

Ich halte es auch noch jetzt dafür und werde es niemals für bezweifelbar halten, und ich will kurz auseinandersetzen, aus welchen Gründen ich zu dieser Ansicht komme. Diese Welt wäre nimmermehr aus verschiedenen und entgegengesetzten Teilen zu *einer* Gestalt gelangt, wenn nicht Einer wäre, der so Verschiedenes verbände. Auch verbunden würde die Verschiedenheit der Naturen selbst in wechselseitiger Zwietracht alles zertrennen und zerreißen, wenn nicht Einer wäre, der zusammenhielte, was er verknüpft hat. Denn nicht könnte eine so sichere Ordnung der Natur hervorgehen, und nicht würden jene so wohlgegliederte Bewegungen nach Ort, Zeit, Wirkung, Raum, Eigenschaft sich entwickeln, wenn nicht Einer wäre, der diese Mannigfaltigkeiten der Verbindungen selbst bleibend anordnete. Was es auch sei, wodurch die Schöpfung dauert und sich bewegt, ich nenne es mit dem allgebräuchlichen Namen: Gott.

Darauf jene: Wenn du dies so bestimmt fühlst, glaube ich, bleibt mir nur noch geringe Mühe, daß du der Glückseligkeit teilhaftig dein Vaterland wohlbehalten wiedersehst. Aber laß uns betrachten, was wir behauptet haben. Haben wir nicht zur Glückseligkeit das Selbstgenügen gerechnet und sind wir nicht übereingekommen, daß Gott die Glückseligkeit selber sei?

Et ad mundum igitur, inquit, regendum nullis extrinsecus adminiculis indigebit; alioquin si quo egeat, plenam sufficientiam non habebit.

Id, inquam, ita est necessarium.

Per se igitur solum cuncta disponit?

Negari, inquam, nequit.

Atqui deus ipsum bonum esse monstratus est.

Memini, inquam.

Per bonum igitur cuncta disponit, si quidem per se regit omnia, quem bonum esse consensimus, et hic est veluti quidam clavus atque gubernaculum, quo mundana machina stabilis atque incorrupta servatur. Vehementer assentior, inquam, et id te paulo ante dicturam tenui licet suspicione prospexi.

Credo, inquit; iam enim, ut arbitror vigilantius ad cernenda vera oculos deducis; sed quod dicam, non minus ad contuendum patet.

Quid? inquam,

Cum deus, inquit, omnia bonitatis clavo gubernare iure credatur eademque omnia, sicuti docui, ad bonum naturali intentione festinent, num dubitari potest, quin voluntaria regantur seque ad disponentis nutum veluti convenientia contemperataque rectori sponte convertant?

Ita, inquam, necesse est; nec beatum regimen esse videretur, si quidem detrectantium iugum foret, non obtemperantium salus.

Nihil est igitur, quod naturam servans deo contraire conetur?

Nihil, inquam.

Ja, sprach ich.

Und zur Lenkung der Welt, sagte sie, wird er keine Stütze von außen her bedürfen, sonst würde er, wenn er eine bedarf, kein volles Selbstgenügen besitzen.

Das ist notwendig so, sagte ich.

Also ordnet er alles von sich allein aus?

Das läßt sich nicht leugnen, sagte ich.

Doch Gott ist als das Gute selbst erwiesen worden.

Ich erinnere mich, sagte ich.

Also ordnet er alles durch das Gute, wenn er nämlich durch sich alles lenkt und wir übereinstimmen, daß er das Gute sei, und er ist wie Steuer und Ruder, durch die die Weltmaschine fest und unverrückt erhalten wird.

Ich stimme dir mit voller Kraft bei, sagte ich, und ich habe schon eben, freilich nur mit schwacher Vermutung, vorausgesehen, daß du das sagen würdest.

Ich glaube es, sprach sie; denn ich meine, du richtest die Augen schon wachsamer auf das Unterscheiden der Wahrheit; aber was ich jetzt sagen will, liegt deinem Blick nicht weniger offen.

Was? sagte ich.

Wenn Gott, sprach sie, alles, wie man mit Recht glaubt, durch das Steuerruder der Güte lenkt, und wenn, wie ich es gelehrt habe, ebenso alles aus natürlichem Trieb zum Guten eilt, kann man dann zweifeln, daß auch das Freiwillige gelenkt werde, und daß auch dieses sich zu dem Winke des Ordners gleichsam passend und abgestimmt dem Lenker freiwillig zuwende?

Ja, sagte ich, so ist es nötig, und es würde keine glückselige Herrschaft scheinen, wenn sie ein Joch für Widerstrebende wäre und nicht das Heil für Gehorchende.

Also gibt es nichts, was, wenn es seine Natur bewahrt, Gott zuwider zu sein versuchte?

Nichts, sagte ich.

Wenn es dies versuchte, sprach sie, würde es dann irgend etwas gegen den erreichen, der, wie wir zugegeben haben, nach dem Rechte der Glückseligkeit der Mächtigste ist?

Es würde ganz und gar nichts vermögen, sagte ich.

Also gibt es nichts, was dem höchsten Gute widerstehen könnte oder wollte?

Ich glaube nicht, sprach ich.

Es ist also das höchste Gute, was alles kräftig lenkt und sanft ordnet.

Darauf ich: Wie mich nicht nur der Schlußerfolg deiner Gründe, sondern noch weit mehr die Worte selbst, die du gebrauchst, ergötzen, daß doch endlich die Dummheit, die das Große zerreißt, sich ihrer selbst schäme.

Du hast in den Fabeln vernommen, wie die Giganten den Himmel herausforderten, aber auch sie hat nach Verdienst die gütige Gewalt hierzu geordnet. Aber willst du, daß wir die Gründe für und wider aufeinander prallen lassen? Vielleicht mag aus solchem Streit ein schöner Funke der Wahrheit hervorspringen.

Nach deinem Gutdünken, sprach ich.

Niemand, sagte sie, wird zweifeln, daß Gott allmächtig ist.

Wer wenigstens, sagte ich, über seinen Verstand verfügt, wird daran keineswegs zweifeln.

Und für den wirklich Allmächtigen, sagte sie, gibt es nichts, was er nicht könnte.

Nichts, sagte ich.

Kann also Gott das Böse tun?

Keineswegs, sagte ich.

Das Böse ist also nichts, wenn der es nicht tun kann, der nichts nicht kann.

Du spielst mit mir, sagte ich, indem du ein unentwirrbares Labyrinth von Begründungen webst, indem du jetzt eingehst, wo du ausgehen solltest, und ausgehst, wo du eingehen solltest, oder flichtst du einen wunderbaren Kreis göttlicher Einfachheit? Denn kurz zuvor sagtest du, ausgehend von der Glückseligkeit, sie sei das höchste Gut, und sprachst von ihr, daß sie im höchsten Gott gelegen sei. Auch erörtertest du, daß Gott selbst das höchste Gut und die volle Glückseligkeit sei, und daraus gabst du mir wie ein kleines Geschenk, daß niemand glücklich sein könnte, als wer in gleicher Weise Gott sei. Wiederum sprachst du, daß die Form des Guten die Substanz Gottes und der Glückseligkeit sei und die Einheit selber, und du bewiesest, daß diese selbst das Gute sei, das von der ganzen Natur erstrebt werde. Auch erörtertest du, daß Gott durch das Steuer der Güte die Gesamtwelt lenke, daß alles zugleich freiwillig gehorche, daß es kein Böses von Natur aus gäbe. Und das alles entwickeltest du nicht mit Gründen von außen her geholt, sondern indem einer vom andern seine Glaubwürdigkeit ableitete durch ihm eingeborene und ureigene Beweise.

Darauf sagte jene: Keineswegs spielen wir, wir haben mit der Hilfe Gottes, die wir zuerst erflehten, die größte von allen Aufgaben vollbracht. Denn das ist die Form der göttlichen Substanz, daß sie weder in die Außenwelt zerfließt, noch in sich selbst etwas von der Außenwelt aufnimmt, sondern wie Parmenides von ihr sagt «überall gleich der Masse der wohlgerundeten Kugel» den beweglichen Kreis der Dinge rollt, während sie selbst unbeweglich verharrt. Wenn wir also die Gründe, die nicht von außen geholt, sondern im Umfang des behandelten Gegenstandes selbst gelegen sind, behandelt haben, so ist kein Grund zur Verwunderung vorhanden, wenn du lernst, wie Plato bekräftigt, daß die Reden mit den Dingen, von denen sie handeln, verwandt sein müssen.

VIERTES BUCH

Als dies die Philosophie, die Würde des Antlitzes und den Ernst des Ausdrucks wärend, sanft und hold gesungen hatte, unterbrach ich, der ich noch nicht den tief wurzelnden Kummer vergaß, ihre Absicht, noch etwas hinzuzufügen. O, rief ich, du Bahnbrecherin wahren Lichtes, alles, was deine Rede bisher ausströmte, ist mir offenbar und sowohl durch die Betrachtung an sich göttlich, als auch durch deine Gründe unbesiegbar; und wenn ich es auch kürzlich aus Schmerz über das Unrecht vergessen hatte, so hast du mir doch Dinge, die mir früher nicht völlig unbekannt waren, gesagt. Aber das eben ist die höchste Ursache unseres Kammers, daß, während doch ein guter Lenker der Welt existiert, das Böse überhaupt sein kann oder doch unbestraft hingeht. Wie sehr man schon hierüber sich verwundern muß, das siehst du doch selbst. Aber hiermit verbindet sich noch etwas Wichtigeres. Denn während die Schlechtigkeit herrscht und blüht, entbehrt die Tugend nicht nur der Belohnung, sondern wird auch von den Frevlern mit Füßen getreten, und sie büßt an Stelle jener Untaten mit dem Tode. Daß dies im Reiche des allmächtigen und allwissenden, und nur das Gute wollenden Gottes geschieht, darüber kann niemand sich genug wundern und beklagen.

Darauf sprach jene: Ja, es wäre Anlaß zu unbegrenztem Erstaunen, es wäre schauderhafter als jedes Ungeheuer, wenn, wie du meinst, in eines Familienvaters wohlgeordnetem Hause die schlechten Gefäße gepflegt, die kostbaren beschmutzt würden; aber so ist es nicht. Denn wenn wir das, was soeben erschlossen wurde, unerschütterlich festhalten, dann wirst du mit Hilfe dessen, über dessen Reich wir jetzt reden werden, erkennen, daß die Guten immer die Mächtigen, die Schlechten aber immer die Verworfenen und Schwachen sind, daß

virtutes, bonis felicia, malis semper infortunata con-
tingere multaque id genus, quae sopitis querelis
firma te soliditate corroborent. Et quoniam verae
formam beatitudinis me dudum monstrante vidisti,
quo etiam sita sit, agnovisti, decursis omnibus, quae
praemittere necessarium puto, viam tibi, quae te
domum revehat, ostendam. Pennas etiam tuae menti,
quibus se in altum tollere possit, adfigam, ut per-
turbatione depulsa sospes in patriam meo ductu,
mea semita, meis etiam vehiculis revertaris.

Sunt etenim pinnae volucres mihi,
Quae celsa conscendant poli.
Quas sibi cum velox mens induit,
Terras perosa despicit,
Aeris immensi superat globum
Nubesque postergum videt,
Quique agili motu calet aetheris,
Transcendit ignis verticem,
Donec in astriferas surgat domos
Phoeboque coniungat vias
Aut comitetur iter gelidi senis
Miles corusci sideris,
Vel quocumque micans nox pingitur,
Recurrat astri circulum
Atque ubi iam exhausti fuerit satis,
Polum relinquat extimum
Dorsaque velocis premat aetheris
Compos verendi luminis.
Hic regum sceptrum dominus tenet

niemals die Laster ohne Strafen, die Tugenden ohne Lohn
bleiben, daß den Guten immer das Glück, den Schlechten das
Unglück zuteil wird, und noch vieles derart, was deine Klagen
beschwichtigen und dich mit gediegener Festigkeit stärken
möge. Und da du ja schon die Gestalt der wahren Glückselig-
keit, wie ich sie erst zeigte, gesehen und worin sie gelegen
erkannt hast, so will ich jetzt, nachdem du alles, was ich vor-
auszuschicken für nötig hielt, durchlaufen, dir den Weg zei-
gen, der dich in die Heimat zurückführen soll. Auch will ich
deinem Geist Fittiche, auf denen er sich in die Höhe zu schwin-
gen vermöchte, leihen, auf daß du, nachdem nun deine Geistes-
verwirrung vertrieben ist, heil ins Vaterland unter meiner
Führung, auf meinem Pfade, mit meinem Gefährt zurück-
kehrst.

Flüchtige Schwingen sind mir zu eigen,
Sie tragen mich zum höchsten Pol;
Wenn schneller der Geist sich mit ihnen umgürtet,
Läßt er die Erde hier voll Haß,
Dringt durch der Lüfte unmeßbare Zonen,
Bis er die Wolken rücklings sieht,
Taucht dann auf aus dem Wirbel des Feuers,
Der durch den Schwung des Äthers glüht;
Schwebt er dann auf zu den Sternenhäusern,
Gesellt er sich des Phöbus' Bahn,
Trifft dann des kalten Greises Wege,
Den Rittersmann des roten Mars.
Was immer schmückt die funkelnden Nächte,
Durchwandelt er im Sternenkreis.
Aber ist er gesättigt vom Schauen,
Läßt er den fernsten Pol zurück,
Ruht auf dem Rücken des schnellen Äthers,
Genießt des hehren ewigen Lichts.
Dort trägt das Szepter der Könige Herrscher

Orbisque habenas temperat
 Et volucrum currum stabilis regit
 Rerum coruscus arbiter.
 Huc te si reducem referat via,
 Quam nunc requiris immemor:
 Haec, dices, memini, patria est mihi,
 Hinc ortus, hic sistam gradum.
 Quodsi terrarum placeat tibi
 Noctem relictam visere,
 Quos miseri torvos populi timent
 Cernes tyrannos exsules.

Tum ego: Papae, inquam, ut magna promittis. Nec dubito, quin possis efficere, tu modo, quem excitaveris, ne moreris.

Primum igitur, inquit, bonis semper adesse potentiam, malos cunctis viribus esse desertos agnoscas licebit, quorum quidem alterum demonstratur ex altero. Nam cum bonum malumque contraria sint, si bonum potens esse constiterit, liquet imbecillitas mali, at si fragilitas clarescat mali, boni firmitas nota est. Sed uti nostrae sententiae fides abundantior sit, alterutro calle procedam nunc hinc, nunc inde proposita confirmans. Duo sunt, quibus omnis humanorum actuum constat effectus, voluntas scilicet ac potestas, quorum si alterutrum desit, nihil est, quod explicari queat. Deficiente etenim voluntate ne aggreditur quidem quisque, quod non vult, at si potestas absit, voluntas frustra sit. Quo fit, ut, si quem videas adipisci velle, quod minime adipiscatur, huic obtinendi quod voluerit defuisse valentiam dubitare non possis.

Und hält den Weltenkreis im Zaum,
 Standhaft lenkt den geflügelten Wagen
 Der Dinge heller Oberherr.
 Ziehst du, ein Heimgekehrter, des Weges,
 — Jetzt suchst du ihn nur unbewußt —
 Sprichst dann: Wieder erkenn ich die Heimat,
Hier stamm ich her, hier steh' mein Fuß.
 Aber verlockt es dich niederzuschauen
 Zur Nacht der Erde, die du flohst,
 Siehst du heimlos die finstern Tyrannen,
 Die armer Völker Schrecken sind.

Darauf sprach ich: Ha! Wie du doch Großes versprichst. Und ich zweifle nicht, daß du es vollbringen kannst; halte mich nur nicht hin, nachdem du mich so begierig gemacht hast. Zuerst also, sprach sie, magst du erkennen, daß bei den Guten immer Macht ist, die Schlechten von aller Kraft verlassen sind. Das eine folgt schon aus dem andern. Denn da schlecht und gut Gegensätze sind, so folgt die Schwäche des Schlechten, sobald feststeht, daß das Gute das Mächtige ist; und wenn die Gebrechlichkeit des Schlechten erhellt, so ist damit die Festigkeit des Guten klar. Aber damit die Zuverlässigkeit unseres Satzes noch reichlicher begründet sei, so will ich auf beiden Wegen vorgehn und bald von dieser, bald von jener Seite meine Behauptung bekräftigen. Auf zweierlei beruht alle Wirkung menschlicher Handlungen, auf Wille und Macht, wenn eins von beiden fehlt, kann sich nichts entfalten. Fehlt der Wille, so tritt der Mensch nicht einmal an das heran, was er nicht will, fehlt das Vermögen, so ist der Wille umsonst. Daher rührt es, wenn du jemand willens siehst etwas zu verlan-

gen, was er nicht erlangt, so kannst du nicht zweifeln, daß ihm die Kraft fehlt das Gewollte zu erlangen.

Das ist einleuchtend, sagte ich, und kann auf keine Weise geleugnet werden.

Wenn du aber jemand ausführen siehst, was er gewollt, wirst du zweifeln, daß er es auch gekonnt habe?

Keineswegs.

Was aber einer kann, darin ist er für stark, was er nicht kann, darin ist er für schwach zu halten.

Ich gebe es zu, sagte ich.

Erinnerst du dich also, daß nach früheren Beweisen erschlossen ist, daß alle Absicht des menschlichen Willens, die sich in verschiedenen Bestrebungen äußert, nur nach Glückseligkeit hindrängt?

Ich erinnere mich, sprach ich, es ist bewiesen worden.

Erinnerst du dich, daß die Glückseligkeit das Gute selber ist, und daß auf solche Weise alle das Gute ersehnen, wenn sie nach Glückseligkeit streben?

Daran brauche ich mich nicht zu erinnern, das halte ich im Gedächtnis fest eingeprägt.

Alle Menschen also, sprach sie, gleichmäßig Gute und Böse, trachten in ununterschiedener Absicht zum Guten zu gelangen?

So ist es folgerichtig, sprach ich.

Gewiß ist aber, daß sie durch Erlangen des Guten gut werden? Gewiß.

Also erlangen die Guten, was sie erstreben?

So scheint es.

Und die Schlechten könnten nicht schlecht sein, wenn sie das Gute, was sie erstreben, erlangten.

So ist es.

Da also beide nach dem Guten streben, aber nur die Guten es

erlangen, jene nicht, so ist es nicht zweifelhaft, daß die Guten mächtig sind, die Bösen aber schwach.

Wer da zweifelt, sprach ich, kann weder das Wesen der Dinge noch die Folgerichtigkeit der Schlüsse beurteilen.

Wiederum, sprach sie, wenn zwei denselben der Natur gemäßen Vorsatz haben und der eine ihn auf natürlichem Wege verfolgt und erreicht, der andere auf andere Weise als der Natur zukommt seinen Vorsatz nicht erfüllt und den Erfüllenden nur nachahmt, welchem von diesen beiden sprichst du die höhere Kraft zu?

Ich vermute zwar, was du willst, wünsche aber, es noch ausführlicher zu hören.

Du wirst nicht leugnen, daß die Bewegung des Gehens den Menschen naturgemäß ist?

Durchaus nicht.

Und zweifelst du, daß dies die natürliche Aufgabe der Füße ist? Auch das nicht, sagte ich.

Wenn also jemand, der auf den Füßen zu stehen vermag, geht, und ein anderer, dem dieser natürliche Dienst der Füße fehlt, sich auf die Hände stützend zu gehen versucht, wer von ihnen kann mit Recht für stärker gehalten werden?

Vollende, sprach ich, das Weitere; denn daß der, der des natürlichen Dienstes mächtig ist, stärker ist als der, welcher dies nicht vermag, bezweifelt niemand.

Aber das höchste Gut, das gleichmäßig das Ziel der Guten und Bösen ist, erstreben die Guten auf dem naturgemäßen Wege der Tugenden, die Schlechten suchen durch mannigfache Begierden das zu erlangen, was der natürliche Weg zum Guten nicht ist. Oder glaubst du anders?

Keineswegs, sagte ich, denn auch die Folgerung ergibt sich aus dem, was ich zugestanden hatte, daß die Guten notwendig stark, die Schlechten schwach sind.

Ganz richtig, sagte sie, eilst du voran, und das ist, wie die

Ärzte zu hoffen pflegen, ein Zeichen, daß sich die Natur wieder aufrichten und Widerstand leisten werde.

Aber da ich dich zum Verständnis ganz bereit finde, will ich noch mehr Gründe zusammenhäufen. Siehe zu, wie sehr die Schwäche lasterhafter Menschen offen liegt, da sie nicht einmal dazu gelangen können, wozu sie der natürliche Hang führt und beinahe treibt. Und wie, wenn sie nun von dieser so großen, kaum zu besiegenden Hilfe der Wegweisenden Natur verlassen würden? Erwäge, wie groß das Unvermögen der frevelhaften Menschen sein müsse. Auch erstreben sie gar nicht leichten und spielenden Lohn, den sie verfolgen und nicht zu erreichen vermögen, sondern sie fehlen im Höchsten, dem Gipfel der Dinge; und diesen Unglücklichen wird kein Erfolg in dem, wonach sie Tag und Nacht trachten, zuteil und worin die Kraft der Guten sich auszeichnet. Denn ebenso wie du entscheiden würdest, daß der am kräftigsten im Gehen sei, der auf seinen Füßen bis zum äußersten Ort, über den hinaus es keinen Weg gibt, gelangt ist, so muß du auch notwendig urteilen, daß der der Mächtigste ist, welcher ein erstrebtes Ziel, über das hinaus es nichts gibt, erreicht. Im Gegensatz hierzu folgt nun, daß die Frevler als solche von aller Kraft verlassen scheinen. Denn warum lassen sie die Tugend und folgen den Lastern? Aus Unkenntnis des Guten? Aber was gibt es Kraftloseres als die Blindheit der Unwissenheit? Oder kennen sie das Befolgenswerte, aber die Begierde wirft sie aus der Bahn? Gebrechlich sind sie auch so aus Zügellosigkeit, so daß sie gegen das Laster nicht ankämpfen können. Oder lassen sie wissend und wollend das Gute im Stich und beugen sich dem Laster? Aber auf die Weise hören sie auf, nicht nur mächtig zu sein, sondern überhaupt zu sein. Denn wer das gemeinsame Ziel alles dessen, was ist, verläßt, hört gleicher Weise auch auf zu sein.

Die Behauptung könnte vielleicht wunderbar erscheinen, daß die Schlechten, die ja die Mehrzahl bilden, überhaupt nicht sind, aber doch verhält es sich so. Denn daß die Schlechten schlecht sind, bestreite ich nicht, aber daß sie zugleich sind, leugne ich schlankweg und schlechthin. Denn wie man wohl eine Leiche einen toten Menschen, nicht aber einen Menschen schlechthin nennen kann, so will ich zugeben, daß die Lasterhaften zwar schlecht sind, aber daß sie es absolut sind, kann ich nicht bejahen. Denn das *ist*, was die Ordnung einhält, was die Natur bewahrt; was von dieser abfällt, gibt auch das Sein, das in seiner Natur begründet ist, auf. Aber die Schlechten wirst du sagen, *vermögen* doch. Das will auch ich nicht leugnen, aber dies ihr Vermögen rührt nicht von der Kraft, sondern von Schwäche her. Denn diese vermögen das Schlechte, was sie gerade nicht vermöchten, wenn sie in der Wirkungskraft des Guten hätten bleiben können. Und dieses ihnen zugegebene Vermögen zeigt nur einleuchtender, daß sie nichts vermögen; denn wenn, wie wir eben geschlossen haben, das Schlechte nichts ist, so ist klar, daß die Bösen nichts können, wenn sie nur das Schlechte können.

Das ist klar.

Und damit du begreifst, was die Kraft dieses Vermögens sei, so bedenke, daß wir eben festgestellt haben, daß nichts mächtiger sei als das höchste Gut.

So ist es, sagte ich.

Eben dieses aber, sagte sie, kann das Schlechte nicht tun.

Nein.

Gibt es jemand, der glaubt, daß die Menschen alles können?

Niemand, er müßte denn wahnsinnig sein.

Gleichwohl können eben diese das Schlechte.

O, daß sie es doch, sagte ich, nicht könnten!

Siehst du nun, in welchem Schmutz die Schande sich wälzt, in welchem Licht die Redlichkeit leuchtet? So ist es einleuchtend, daß dem Guten niemals sein Lohn, dem Verbrecher niemals seine Strafe fehlt. Denn nicht mit Unrecht kann man das Ding, um dessentwillen jegliches vollbracht wird, als den Lohn dessen, was vollbracht wird, ansehen, wie dem Läufer in der Rennbahn der Kranz, um dessentwillen er läuft, als Belohnung winkt. Daß aber die Glückseligkeit eben jenes Gut ist, um dessentwillen alles vollbracht wird, haben wir gezeigt. Es ist also den menschlichen Handlungen das Gute selbst gleichsam als gemeinsamer Lohn zum Ziel gesetzt, und dieses läßt sich von den Guten nicht trennen; denn der wird nicht mehr mit Recht gut heißen, dem das Gute mangelt, weshalb einem redlichen Charakter auch sein Lohn nicht fehlt. Wie sehr also auch die Schlechten toben, dem Weisen wird sein Kranz nicht herabfallen noch welken; denn fremde Bosheit zerpflückt edlen Seelen nicht ihre eigene Zier. Und wenn sich auch jemand über äußere Gaben freuen sollte, so könnte diese doch ein anderer oder auch der Geber selbst wieder fortnehmen. Aber die Redlichkeit bringt jedem das Seine, und so wird er seinen Lohn nur entbehren, wenn er aufhört redlich zu sein. Endlich weil aller Lohn nur deshalb erstrebt wird, weil er für gut gehalten wird, wer möchte den, der das Gute besitzt, des Lohnes bar erklären?

Aber welches Lohnes? Unter allen des schönsten und größten. Erinnere dich jenes Corollars, das ich noch eben als besonders wichtig gegeben habe, und schließe so: Wenn das Gute selbst die Glückseligkeit ist, so folgt, daß alle Guten eben dadurch, daß sie gut sind, glücklich sind. Die aber glücklich sind, sind nach Gebühr Götter. Also ist der Lohn der Guten, den keine Zeit zerbricht, der niemandes Macht mindert, niemandes Bosheit verdunkelt, Götter zu werden.

Man halte ihn dem Hirsche ähnlich. Träge und stumpf brütet der: Er lebt eines Esels Dasein. Leichtfertig und unbeständig ändert der seine Neigungen: In nichts unterscheidet er sich von den Vögeln. In schändliche, unreine Begierden versenkt sich jener: Von den Lüsten der schmutzigen Sau wird er gefesselt. So kommt es, daß wer die Tugend verläßt, aufhört Mensch zu sein; da er nicht zum Götterstande überzugehen vermag, verwandelt er sich zum Tier.

Irrend trieb auf der Meeresflut
Schiff und Segel des Ithakers
Einst der Westwind zur Insel hin,
Wo die Tochter des Sonnengotts,
Jene liebliche Göttin haust,
Die mit listigem Zauberspruch
Ihren Gästen den Becher mischt,
Und mit kräutergewaltiger Hand
Mannigfalt'ge Gestalten leiht:
Diesen decket des Ebers Haut,
Jenem wachsen als Berberleu
Spitze Krallen und scharfer Zahn.
Jüngst gereiht zu der Wölfe Schar
Heult der, wie er zu weinen sucht.
Der als indischer Tiger sanft,
Schleicht um die Häuser der Menschen herum.
Mag von mancherlei Übeln auch
Der arkadische Flügelgott
Voll Erbarmen den Führer entziehen
Dem Verderb durch die Wirtin, schon hat
Der Gefährten unselige Schar

Habent igitur improbi, cum puniuntur, quidem boni aliquid adnexum, poenam ipsam scilicet, quae ratione iustitiae bona est, idemque cum supplicio carent, inest eis aliquid ulterius, mali ipsa impunitas, quam iniquitatis merito malum esse confessus es.

Negare non possum.

Multo igitur infeliciores improbi sunt iniusta impunitate donati quam iusta ultione puniti.

Tum ego: Ista quidem consequentia sunt eis, quae paulo ante conclusa sunt. Sed quaeso, inquam, te, nullane animarum supplicia post defunctum morte corpus relinquis?

Et magna quidem, inquit, quorum alia poenali acerbitate, alia vero purgatoria clementia exerceri puto. Sed nunc de his disserere consilium non est. Id vero hactenus egimus, ut, quae indignissima tibi videbatur malorum potestas, eam nullam esse cognosceres, quosque impunitos querebare, videres numquam improbitatis suae carere suppliciis, licentiam, quam cito finiri precabaris, nec longam esse disceres infelicioremque fore, si diuturnior, infelicissimam vero, si esset aeterna; post haec miseriores esse improbos iniusta impunitate dimissos quam iusta ultione punitos. Cui sententiae consequens est, ut tum demum gravioribus suppliciiis urgeantur, cum impuniti esse creduntur.

Tum ego: Cum tuas, inquam, rationes considero, nihil dici verius puto. At si ad hominum iudicia revertar, quis ille est, cui haec non credenda modo, sed saltem audienda videantur?

Den Unredlichen ist, wenn sie bestraft werden, etwas Gutes verbunden, nämlich die Strafe selbst, die unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit gut ist. Wenn diese aber ohne Strafe bleiben, dann wohnt ihnen ein weiteres Übel inne, die Straflosigkeit selbst, die du auf Grund ihrer Unbilligkeit als Übel zugegeben hast.

Also sind die Bösen, die mit einer ungerechten Straflosigkeit bedacht sind, weit unglücklicher als die mit gerechter Vergeltung bestrafen.

Darauf ich: Das ist folgerichtig nach dem, was vorher erschlossen ist. Aber bitte, sprach ich weiter, lässest du keine Strafe der Seelen, nachdem der Körper dem Tode verfallen, bestehen?

Freilich, sprach sie, große, und ich glaube, daß die einen mit aller Schärfe der Strafe, die andern mit der Milde der Reinigung vollzogen werden. Aber jetzt ist es nicht meine Absicht hierüber in Erörterungen einzutreten. Bisher haben wir das verhandelt, was dir am unwürdigsten erschien, die Macht der Bösen, die du als ein Nichts erkennen solltest, du solltest sehen, daß die, über deren Straflosigkeit du klagst, niemals ohne Strafe ihrer Ruchlosigkeit bleiben, du solltest lernen, daß jene Willkür, um deren rasches Ende du batest, nicht lange daure, und daß jene um so unglücklicher seien, je länger sie daure, und am unglücklichsten, wenn sie ewig wäre, danach, daß die Bösen elender sind, die in ungerechter Straflosigkeit durchschlüpfen, als die durch gerechte Vergeltung bestraft sind. Die Folge dieses Satzes ist, daß sie gerade dann von schwereren Strafen bedrängt werden, wenn man sie unbestraft glaubt.

Darauf ich: Wenn ich deine Gründe betrachte, so meine ich, daß nichts Wahreres gesagt werde. Aber wenn ich mich zum Urteil der Menschen zurückwende, wer ist dann, dem dies nicht nur glaubwürdig, sondern selbst nur hörens-wert erschiene?

So ist es, sagte jene, denn sie können nicht ihre an Finsternis gewöhnten Augen zum Lichte einleuchtender Wahrheit erheben; sie sind solchen Vögeln ähnlich, deren Sehkraft die Nacht erhellt, der Tag blendet; denn indem sie nicht die Ordnung der Dinge, sondern ihre eigene Leidenschaft anblicken, halten sie Willkür oder Straflosigkeit der Frevler für Glück. Siehe aber zu, was das ewige Gesetz bestimmt. Gleiche dem Besseren deinen Geist an und du brauchst keinen belohnenden Richter, du hast dich selbst zu den Edleren geschart. Beuge aber dein Streben zum Schlechteren herab, dann suche draußen keinen Rächer, du hast dich selber in die Tiefen herabgestoßen; gleichwie wenn du abwechselnd den schmutzigen Erdboden und den Himmel anschaust, alles außerhalb übergehend, du kraft deiner eigenen Augen jetzt im Kot, jetzt unter den Sternen zu weilen scheinst. Aber das gemeine Volk sieht das nicht ein. Wie also, wollen wir denen beitreten, die wir den wilden Tieren gleichgesetzt haben? Wenn jemand nach Verlust des Gesichtes auch vergäbe, daß er eine Sehkraft besessen habe, und nun meinte, daß ihm nichts zu menschlicher Vollendung fehle, würden auch wir, die Sehenden, dasselbe wie der Blinde glauben? So wird man sich nicht dabei beruhigen, weil es auf ebenso sicheren und festen Gründen beruht, daß die unglücklicher sind, welche Unrecht tun, als die es leiden.

Ich möchte, sagte ich, diese Gründe selbst hören.

Leugnest du, sprach sie, daß jeder Böse der Strafe würdig sei? Keineswegs.

Daß aber die unglücklich sind, die böse sind, erhellt nun schon vielfach.

Ja, sagte ich.

Daß also die der Strafe würdig sind, elend sind, bezweifelst du nicht.

carcer ceteraque legalium tormenta poenarum perniciosius potius civibus, propter quos etiam constitutae sunt, debeantur. Cur haec igitur versa vice mutantur scelerumque supplicia bonos premant, praemia virtutum mali rapiant, vehementer admiror, quaeque tam iniustae confusionis ratio videatur, ex te scire desidero. Minus etenim mirarer, si misceri omnia fortuitis casibus crederem. Nunc stuporem meum deus rector exaggerat. Qui cum saepe bonis iucunda, malis aspera contraque bonis dura tribuat, malis optata concedat, nisi causa deprehenditur, quid est, quod a fortuitis casibus differre videatur? Nec mirum, inquit, si quid ordinis ignorata ratione temerarium confusumque credatur. Sed tu quamvis causam tantae dispositionis ignores, tamen, quoniam bonus mundum rector temperat, recte fieri cuncta ne dubites.

Si quis Arcturi sidera nescit
 Propinqua summo cardine labi,
 Cur legat tardus plaustra Bootes
 Mergatque seras aequore flammis,
 Cum nimis celeres explicet ortus,
 Legem stupebit aetheris alti.
 Palleant plenae cornua lunae
 Infecta metis noctis opacae
 Quaeque fulgenti texerat ore
 Confusa Phoebe detegat astra;
 Commovet gentes publicus error
 Lassantque crebris pulsibus aera.
 Nemo miratur flamina Cori

die sie festgesetzt sind. Weshalb also dieses sich völlig umkehrt, warum die Strafen der Verbrecher die Guten bedrängen, die Bösen die Belohnungen der Guten an sich reißen, darüber wundere ich mich sehr und wünsche von dir zu wissen, was der Grund dieser ungerechten Verwirrung ist. Ich würde mich weniger wundern, wenn ich glaubte, daß alles durch ein willkürliches Ungefähr durcheinandergemischt werde. Jetzt häuft sich mein Erstaunen, weil Gott der Leiter ist; wenn er oft den Guten das Angenehme, den Schlechten das Rauhe, und dann wieder im Gegenteil den Guten das Harte, den Schlechten das Erwünschte zugesteht, was unterscheidet dann ihn, wenn nicht ein Grund dafür entdeckt wird, vom willkürlichen Zufall?

Nicht verwunderlich ist es, sagte sie, wenn etwas für willkürlich und verworren gehalten wird, weil man den vernünftigen Grund der Ordnung nicht kennt. Aber wenn du auch den Grund der vollkommenen Ordnung nicht kennst, solltest du doch nicht zweifeln, daß alles richtig geschehe, da ja ein guter Lenker die Welt lenkt.

Wer nicht weiß, wie dem Pol nahe das Sternbild
 Des Arkturus kreist, gleitend vom Gipfel,
 Wie den Wagen erst spät anschirrt Bootes,
 Zögernd nur ins Meer eintaucht die Flammen,
 Dann sehr schnell wiederum eilet zum Aufgang,
 Staunet, welch Gesetz herrschet im Äther.
 Wenn des Vollmondes Licht plötzlich erleuchtet,
 verfall'n den Grenzen dunkeler Nächte,
 Und die Sterne darauf wieder erscheinen,
 Die sein Strahlenlicht erst noch verdeckte,
 Dann erregt das Volk üblicher Irrtum,
 Und vom häufigen Schlag tönen die Erze.
 Aber keiner erstaunt, wenn wild der Nordsturm

Ans Gestade stößt brausende Fluten,
 Oder wenn des Schnees eisige Kruste
 Im Gebirge taut Hitze der Sonne;
 Denn hier ist jeder Grund leicht zu durchschauen.
 Nur Verborgenes bringt Herzen Verwirrung;
 Nur was längere Zeit selten hervorbringt,
 Unvermutet, bestaunt schwankendes Volk es.
 Weicht dann Unwissenheit, nebliger Irrtum,
 So verschwinden gleich Wunder des Scheines.

So ist es, sagte ich; aber da es deines Amtes ist, verborgene Dinge zu enthüllen und die vom Dunkel verhüllten Gründe zu entwickeln, entscheide dies, ich bitte, und da mich dieses Wunder am meisten verwirrt, erörtere es.

Da sprach jene ein wenig lächelnd: Du rufst mich zur Aufgabe, deren Lösung unter allen die größte ist, die kaum je sich genügend erschöpfen läßt. Denn der Gegenstand ist derart, daß nach Beseitigung eines Zweifels unzählige andre wie die Häupter der Hydra nachwachsen, wofür es kein andres Mittel gibt, als daß man es mit dem lebendigsten Feuer des Geistes bezwingt; denn hierbei pflegt man über die Einfachheit der Vorsehung, über die Reihenfolge des Schicksals, über plötzliche Zufälle, über die göttliche Erkenntnis und Vorbestimmung, über die Willensfreiheit Fragen aufzuwerfen, und von welchem Gewicht diese sind, erwägt du selbst. Aber da dies zu erkennen auch ein Teil deiner Heilung ist, so wollen wir doch, wenn auch auf eine enge Zeitgrenze beschränkt, etwas davon zu erschöpfen suchen. Wenn dich der Genuß des musischen Gedichtes erquickt, so wirst du dies Vergnügen eine Weile aufschieben müssen, bis ich die in sich verknüpften Gründe der Ordnung nach entfalte.

Wie du willst, sagte ich.

Ut libet, inquam.

Tunc velut ab alio orsa principio ita disseruit: Omnium generatio rerum cunctusque mutabilium naturarum progressus et, quicquid aliquo movetur modo, causas, ordinem, formas ex divinae mentis stabilitate sortitur. Haec in suae simplicitatis arce composita multiplicem rebus gerendis modum statuit; qui modus cum in ipsa divinae intellegentiae puritate conspicitur, providentia nominatur, cum vero ad ea, quae movet atque disponit, refertur, fatum a veteribus appellatum est. Quae diversa esse facile liquebit, si quis utriusque vim mente conspexerit. Nam providentia est ipsa illa divina ratio in summo omnium principe constituta, quae cuncta disponit; fatum vero inhaerens rebus mobilibus dispositio, per quam providentia suis quaeque nequit ordinibus. Providentia namque cuncta pariter quamvis diversa, quamvis infinita complectitur, fatum vero singula digerit in motum locis, formis ac temporibus distributa, ut haec temporalis ordinis explicatio in divinae mentis adunata prospectum providentia sit, eadem vero adunatio digesta atque explicata temporibus fatum vocetur.

Quae licet diversa sint, alterum tamen pendet ex altero. Ordo namque fatalis ex providentiae simplicitate procedit. Sicut enim artifex faciendae rei formam mente praecipiens movet operis effectum et, quod simpliciter praesentarieque prospexerat, per temporales ordines ducit, ita deus providentia quidem singulariter stabiliterque facienda disponit, fato

Darauf begann sie gleichsam von einem andern Anfang ausgehend die Erörterung: Die Erzeugung und der gesamte Fortschritt aller veränderlichen Naturwesen, alles was auf irgendeine Weise bewegt wird, erhält Ursache, Ordnung und Form aus der Beständigkeit des göttlichen Geistes. Dieser in der Feste seiner eigenen Einfachheit sich sammelnd, bestimmt eine vielfältige Art der Ausführung, die, wenn sie in der Reinheit der göttlichen Intelligenz selber betrachtet wird, Vorsehung genannt wird, die aber, wenn sie auf die Dinge, die er bewegt und ordnet, bezogen wird, von den Alten Schicksal benannt wurde. Daß sie verschieden sind, wird leicht erhellen, wenn man die Kraft beider im Geist betrachtet. Denn die Vorsehung ist jene im höchsten Herrscher aller Dinge selber begründete göttliche Vernunft, die alles ordnet; das Schicksal aber die den beweglichen Dingen anhaftende planmäßige Anlage, durch welche die Vorsehung mit ihren Ordnungen alles verknüpft. Die Vorsehung umfaßt nämlich alles gleichmäßig, wie verschieden, wie unbegrenzt es sei, das Schicksal aber treibt das Einzelne zur Bewegung, das nach Ort, Form, Zeit verteilt ist, so daß diese Entwicklung der zeitlichen Ordnung, im Überblick des göttlichen Geistes vereinigt, Vorsehung ist, eben diese Vereinigung aber in der Zeit verteilt und entwickelt, Schicksal genannt wird.

Wenn die beiden also auch verschieden sind, hängt doch das eine vom andern ab. Denn die Schicksalsordnung geht hervor aus der Einfachheit der Vorsehung. So wie der Künstler zuerst die Form seines Werkes im Geiste erfaßt, dann das Werk wirklich ausführt, und was er einfach vor sich erblickt hat, dann in zeitlicher Ordnung durchführt, so ordnet Gott durch die Vorsehung einheitlich und fest, was geschehen soll. Durch das Schicksal aber verwaltet er das, was er geordnet hat, vielfältig in der Zeit. Mag nun durch göttliche, der Vorsehung dienende Geister das Schicksal ausgeübt werden, mag durch eine Seele

oder durch die ganze dienende Natur, durch die himmlische Bewegung der Gestirne, durch die Kraft von Engeln oder mannigfache List der Dämonen, mag die Schicksalsfolge durch einiges hiervon oder durch alles zusammen gewoben werden, das ist gewiß offenbar, daß die Vorsehung die unbewegliche einfache Form der sich vollziehenden Dinge ist, das Schicksal aber der bewegliche Zusammenhang und die zeitliche Ordnung dessen, was die göttliche Einfalt zum Vollzug geordnet hat.

So kommt es, daß alles, was dem Schicksal untersteht, auch der Vorsehung unterworfen ist, wie auch das Schicksal selbst. Einiges aber, was der Vorsehung unterstellt ist, überragt die Schicksalsordnung. Das aber ist, was der höchsten Gottheit nahe, so beständig ist, daß es über die Beweglichkeit der Schicksalsordnung hinausgeht; denn unter Kreisen, die sich um denselben Angelpunkt drehen, rückt der innerste der Einfachheit der Mitte näher, und gilt dann den weiter außerhalb kreisenden wiederum als Angelpunkt, um den sie sich drehen; der äußerste aber, der sich im größten Umkreis dreht, entfaltet sich in um so größeren Raum, je mehr er vom unteilbaren Mittelpunkt entfernt ist; jener aber, der sich der Mitte verbindet und gesellt, zieht sich zur Einfachheit zusammen und hört auf sich zu verbreitern und zu zerfließen. In gleicher Weise verstrickt sich, was weiter vom ersten Geist abweicht, in größere Verschlingungen des Schicksals, und ein jedes ist um so freier vom Schicksal, je näher es nach jenem Angelpunkt der Dinge hinstrebt. Wenn es dann in der Festigkeit des obersten Geistes selber wurzelt, so reicht es auch, selbst ohne Bewegung, über die Notwendigkeit des Schicksals hinaus. Wie sich also der Vernunftschluß zum Intellekt, das werdende zum Seienden, die Zeit zur Ewigkeit, der Kreis zum Mittelpunkt verhält, so auch die bewegliche Reihe des Schicksals zur beständigen Einfachheit der Vorsehung.

Diese Reihe bewegt den Himmel und die Gestirne, lenkt wechselweise die Elemente und formt sie durch gegenseitige Veränderungen, eben sie erneuert alles Entstehende und Vergehende ähnlich wie das Fortschreiten der Früchte und der Samen. Sie bestimmt zwingend auch die Handlungen und Lebensschicksale der Menschen durch unlösbare Verknüpfung der Ursachen; denn da jene vom Ursprung der unbeweglichen Vorsehung ausgeht, so ist es notwendig, daß auch diese selbst unabänderlich sind. Denn so werden die Dinge am besten gelenkt, wenn die im göttlichen Geiste beharrende Einfachheit eine unbeugbare Ordnung der Ursachen hervorbringt. Diese Ordnung aber soll die veränderlichen Dinge, die sonst willkürlich auf- und abfluten würden, durch ihre eigene Unbeweglichkeit zügeln. So kommt es, daß, obwohl ihr diese Ordnung ganz und gar nicht zu ergründen vermögt und alles verwirrt und unordentlich erscheint, dennoch ihre Weise alles zum Guten lenkt und anordnet. Nichts nämlich geschieht um des Bösen willen, nicht einmal von den Bösen selbst; denn sie, wie überreich bewiesen ist, verführt nur ein schlechter Irrtum, während sie das Gute suchen, geschweige daß die Ordnung, die vom Angelpunkt des höchsten Guten ausgeht, von ihrem Ursprung abbiege.

Doch du wirst sagen: Welche Verwirrung kann überhaupt unbilliger sein, als daß den Guten bald Glückliches bald Widriges und ebenso den Schlechten bald Erwünschtes bald Verhaßtes zuteil wird? Doch wie, bringen etwa die Menschen ihr Leben in solcher Vollkraft des Geistes hin, daß diejenigen, welche sie für gut oder schlecht erachten, auch notwendig so sind, wie sie meinen? Auch widerstreiten sich die Urteile der Menschen hierin, und die, welche die einen der Belohnung, halten die andern der Bestrafung wert.

Jedoch wir wollen zugeben, daß jemand die Schlechten und Guten unterscheiden könne, kann er dann auch jene innerste

iudicia depugnant et, quos alii praemio, alii supplicio dignos arbitrantur.

Sed concedamus, ut aliquis possit bonos malosque discernere; num igitur poterit intueri illam intimam temperiem, velut in corporibus dici solet, animorum? Non enim dissimile est miraculum nescienti, cur sanis corporibus his quidem dulcia, illis vero amara conveniant, cur aegri etiam quidam lenibus, quidam vero acribus adiuvantur; at hoc medicus, qui sanitatis ipsius atque aegritudinis modum temperamentumque dinoscit, minime miratur. Quid vero aliud animorum salus videtur esse quam probitas? Quid aegritudo quam vitia? Quis autem alius vel servator bonorum vel malorum depulsor quam rector ac medicator mentium deus? Qui cum ex alta providentiae specula respexit, quid unicuique conveniat, agnoscit et quod convenire novit, accommodat. Hic iam fit illud fatalis ordinis insigne miraculum, cum ab sciente geritur, quod stupeant ignorantes.

Nam ut pauca, quae ratio valet humana, de divina profunditate perstringam: de hoc, quem tu iustissimum et aequi servantissimum putas, omnia scienti providentiae diversum videtur. Et victricem quidem causam dis, victam vero Catoni placuisse familiaris noster Lucanus admonuit. Hic igitur quicquid citra spem videas geri, rebus quidem rectus ordo est, opinioni vero tuae perversa confusio.

Sed sit aliquis ita bene moratus, ut de eo divinum iudicium pariter humanumque consentiat, sed est animi viribus infirmus; cui si quid eveniat adversi,

Abgestimmthett, wie man bei Körpern zu sagen pflegt, bei den Geistern anschauen? Denn für die Nichtwissenden ist es ein ganz ähnliches Wunder, weshalb dem einen gesunden Körper Süßes, dem anderen Bitteres paßt und weshalb den Kranken, den einen Sanftes, den andern Scharfes hilft; der Arzt aber, der Art und Mischung der Gesundheit und Krankheit unterscheidet, wundert sich keineswegs. Was scheint aber Redlichkeit anders als Gesundheit des Geistes zu sein? Was Laster anders als Krankheit? Wer anders aber ist Erhalter des Guten, Vertreter des Bösen, als der Lenker und Heiler der Geister, Gott? Da er von der hohen Warte der Vorsehung alles überschaut, erkennt er, was zu einem jeden paßt, und was er passend weiß, das mißt er ihm zu. Hier vollzieht sich jenes staunenswerte Wunder der Schicksalsordnung, daß vom Wissenden getan wird, worüber die Unwissenden bestürzt sind.

Denn um das Wenige, was die menschliche Vernunft vermag, über die göttliche Tiefe nur zu streifen: Den, welchen du für den Gerechtesten, für den sorgfältigsten Wahrer der Billigkeit hältst, sieht die allwissende Vorsehung sehr verschieden an. Daß die siegreiche Sache den Göttern, die besiegte aber dem Cato gefallen hat, hat unser Freund Lucanus gerügt. Hier ist also alles, was du gegen deine Hoffnung geschehen siehst, der Sache nach die richtige Ordnung, deiner Meinung nach aber die verkehrte Verwirrung.

Sei nun auch jemand so gut gesittet, daß das göttliche Urteil über ihn und das menschliche völlig übereinstimmen, so ist er doch schwach an Kraft des Geistes, und wenn ihm etwas Widriges zustößt, wird er vielleicht aufhören die Schuldlosigkeit zu bewahren, die ihm sein Glück nicht erhalten konnte. Also schon ein weises Abwägen den, welchen das Unglück schlechter machen könnte, damit er nicht leide, wem es nicht zuträglich ist. Ein anderer ist vollkommen in allen Tugenden, heilig und Gott am nächsten. Daß er durch irgend-

argumentum loquuntur, quid de huius modi felicitate debeant iudicare, quam famulari saepe improbis cernant. In qua re illud etiam dispensari credo, quod est forsitan alicuius tam praeceps atque importuna natura, ut eum in scelera potius exacerbare possit rei familiaris inopia; huius morbo providentia collatae pecuniae remedio medetur. Hic foedatam probris conscientiam spectans et se cum fortuna sua comparans forsitan pertimescit, ne, cuius ei iucundus usus est, sit tristis amissio. Mutabit igitur mores ac dum fortunam metuit amittere, nequitiam derelinquit. Alios in cladem meritam praecipitavit indigne acta felicitas; quibusdam permissum puniendi ius, ut exercitii bonis et malis esset causa supplicii. Nam ut probis atque improbis nullum foedus est, ita ipsi inter se improbi nequeunt convenire. Quidni, cum a semet ipsis discerpentibus conscientiam vitiis quisque dissentiat faciantque saepe, quae, cum gesserint, non fuisse gerenda decernant? Ex quo saepe summa illa providentia protulit insigne miraculum, ut malos mali bonos facerent. Nam dum iniqua sibi a pessimis quidam perpeti videntur, noxiorum odio flagrantes ad virtutis frugem rediere, dum se eis dissimiles student esse, quos oderant.

Sola est enim divina vis, cui mala quoque bona sint, cum eis competenter utendo alicuius boni elicit effectum. Ordo enim quidam cuncta complectitur, ut, quod adsignata ordinis ratione decesserit, hoc licet in alium tamen ordinem relabatur, ne quid in regno providentiae liceat temeritati.

glaube ich, auf die Weise verteilt, daß der eine vielleicht von Natur so jäh und ungestüm ist, daß ihn ein Mangel an Vermögen eher zu Verbrechen erbittern könnte; dessen Krankheit heilt die Vorsehung durch die Arznei gehäuften Geldes. Wenn dieser sein von schlechten Taten belastetes Gewissen betrachtet und sich mit seinem Glück vergleicht, so gerät er vielleicht in Furcht, daß der Verlust dessen, was im Gebrauch ihm so angenehm ist, traurig wäre. Er wird also seine Sitten ändern, und während er fürchtet sein Vermögen zu verlieren, läßt er von seiner Schlechtigkeit. Andre hat ihr unwürdig verbrachtes Glück in verdientes Elend gestürzt; manchen ist das Recht zu strafen zugestanden worden, damit es für die Guten ein Anlaß zur Übung, für die Schlechten zur Marter sei. Denn wie es kein Bündnis gibt zwischen Guten und Bösen, so können die Bösen auch untereinander nie einig werden. Wie denn auch? Da ihr Gewissen durch Laster zerrissen ist, so daß jeder mit sich selbst in Zwiespalt gerät, so tun sie oft, was sie nach ihrer eigenen Entscheidung nicht hätten tun wollen. Daraus hat die höchste Vorsehung oft ein bemerkenswertes Wunder gewirkt, daß die Schlechten andre Schlechte zu Guten machen. Denn da es diesen scheint, als ob sie von den Schlechtesten Unrecht litten, kehren sie, von dem Haß gegen ihre Schädiger entbrannt, zur Frucht der Tugend zurück, indem sie sich bemühen denen unähnlich zu sein, die sie hassen.

Allein für die göttliche Kraft ist das Böse auch das Gute, da es durch geeigneten Gebrauch die Wirkung eines Guten hervorbringt. Denn eine Ordnung umfaßt alles insgesamt, so daß, was von der ihm durch Vernunft zugewiesenen Ordnung abgewichen ist, freilich in eine andre, aber doch in eine Ordnung zurückgleitet, auf daß im Reiche der Vorsehung nichts der blinden Willkür zustehe.

«Lästig ist es, daß ich, als wäre ich Gott, das alles rede.»
 Denn es ist für Menschen nicht recht, die gesamten Triebfedern des göttlichen Werkes mit dem Geiste erfassen oder mit der Rede entwickeln zu wollen. Möge es genügen nur das zu durchschauen, was Gott der Schöpfer aller Wesen, der alles zum Guten lenkt und ordnet, der seine Schöpfung in der Ähnlichkeit mit sich zu halten eilt, alles Schlechte aus den Grenzen seines Staates durch die Ordnung der Schicksalsnotwendigkeit verbannt. So kommt es, daß man nirgends etwas Schlechtes auffinden kann, wenn man auf die ordnende Vorsehung blickt, während es auf der Erde zu überwuchern scheint. Aber ich sehe, daß du schon längst durch das Gewicht der Untersuchung belastet und durch die Ausführlichkeit der Erörterung ermüdet, einige Süße im Gesange erwartest. Empfange also einen Trunk, auf daß du durch ihn wiederhergestellt um so fester zu Weiterem streben mögest.

Wer das Gesetz des erhabenen Donnerers
 Will mit reinem Geiste betrachten,
 Schau empor zum Gipfel des Himmels,
 Dort bewahren die Sterne den Frieden
 Noch dem All in rechtmäßigem Bündnis.
 Nicht vom rötlichen Lichte getrieben,
 Hindert die Sonne den kühlen den Mondlauf,
 Und die Bärin, die rings um des Poles
 Höchsten Scheitel auf schneller Bahn kreist,
 Kommt niemals in die Tiefe des Westens
 Wo die anderen Sterne versinken,
 Ihre Flammen im Meer zu löschen.
 Stets zu gleicher geeigneter Stunde
 Kündet Hesper die nächtlichen Zeiten,

Repetuntque boni fine teneri,
 Quia non aliter durare queant,
 Nisi converso rursus amore
 Refluant causae, quae dedit esse.

Iamne igitur vides, quid haec omnia quae diximus consequatur?

Quidnam? inquam.

Omnem, inquit, bonam prorsus esse fortunam.

Et qui id, inquam, fieri potest?

Attende, inquit; cum omnis fortuna vel iucunda vel aspera tum remunerandi exercendive bonos, tum puniendi corrigendive improbos causa deferatur, omnis bona, quam vel iustam constat esse vel utilem.

Nimis quidem, inquam, vera ratio, et, si quam paulo ante docuisti providentiam fatumve considerem, firmis viribus nixa sententia. Sed eam si placet inter eas, quas inopinabiles paulo ante posuisti, numeremus.

Qui? inquit.

Quia id hominum sermo communis usurpat et quidem crebro quorundam malam esse fortunam.

Visne igitur, inquit, paulisper vulgi sermonibus accedamus, ne nimium velut ab humanitatis usu recessisse videamur?

Ut placet, inquam.

Nonne igitur bonum censes esse, quod prodest?

Ita est, inquam.

Quae vero aut exercet aut corrigit, prodest?

Fateor, inquam.

Nur in Grenzen streben die Guten,
Weil sie anders dauern nicht können,
Wenn sie nicht durch erwidernde Liebe
Fluten zum Quell, der Leben verlichen.

Siehst du also jetzt, wohin alles, was wir gesagt haben, hinaus will?

Wohin denn? sagte ich.

Daß alles Glück, sagte sie, zum Guten neigt.

Und wie kann das sein? sprach ich.

Merke auf, sagte sie, da alles Glück, ob freundlich ob rauh, um einerseits die Guten zu belohnen oder zu prüfen, andererseits die Schlechten zu strafen oder zu bessern, verhängt wird, so ist alles, weil es gerecht oder nützlich ist, auch gut.

Sehr wahr freilich, sagte ich, ist der Schluß; und wenn ich die Vorsehung oder das Schicksal betrachte, wie du es eben mich gelehrt hast, so stützt sich ihr Spruch auf feste Grundlagen. Doch wollen wir, wenn es dir gefällt, ihn unter die zählen, die du noch eben als unglaublich hingestellt hast.

Wieso? fragte sie.

Weil die Menschen die gemeine Rede im Munde führen, und zwar oft, manches Glück sei schlecht.

Willst du also, sagte sie, daß wir ein Weilchen der Rede des gemeinen Volkes beitreten, auf daß es nicht scheine, daß wir uns von dem gemeinen Menschenverstande zu weit entfernen?

Wie es dir gefällt, sagte ich.

Urteilst du nicht, daß ein Gut sei, was nützt?

Wohl, sagte ich.

Wenn es aber übt oder bessert, nützt es?

Ich gebe es zu, sagte ich.

Bona igitur?

Quidni?

Sed haec eorum est, qui vel in virtute positi contra aspera bellum gerunt, vel a vitiis declinantes virtutis iter arripiunt.

Negare, inquam, nequeo.

Quid vero iucunda, quae in praemium tribuitur bonis, num vulgus malam esse decernit?

Nequaquam. Verum uti est, ita quoque esse optimam censet.

Quid reliqua, quae cum sit aspera, iusto supplicio malos coercet, num bonam populus putat?

Immo omnium, inquam, quae excogitari possunt, iudicat esse miserrimam.

Vide igitur, ne opinionem populi sequentes quiddam valde inopinabile confecerimus.

Quid? inquam.

Ex his enim, ait, quae concessa sunt, evenit eorum quidem, qui vel sunt vel in possessione vel in propectu vel in adeptione virtutis, omnem, quaecumque sit, bonam, in improbitate vero manentibus omnem pessimam esse fortunam.

Hoc, inquam, verum est, tametsi nemo audeat confiteri.

Quare, inquit, ita vir sapiens moleste ferre non debet, quotiens in fortunae certamen adducitur, ut virum fortem non decet indignari, quotiens increpuit bellicus tumultus. Utrique enim, huic quidem gloriae propagandae, illi vero conformandae sapientiae difficultas ipsa materia est. Ex quo etiam virtus vocatur,

Ist also gut?

Wie nicht.

Dies aber ist der Fall bei denen, die entweder in der Tugend gegründet, Krieg gegen das Unbill führen oder von den Lastern sich abwendend, den Weg der Tugend einschlagen.

Ich kann es nicht leugnen, sagte ich.

Wie aber? Das gute Glück, das den Guten als Belohnung zuerteilt wird, soll nach der Entscheidung des Pöbels etwa übel sein?

Keineswegs, vielmehr urteilt er, daß dies, wie es ist, auch das Beste ist.

Wie nun weiter, wenn es, weil es rauh ist die Bösen mit gerechter Strafe zügelt, hält es dann etwa das Volk für gut?

Im Gegenteil, sagte ich, von allem, was sich ausdenken läßt, hält es dies für das Elendeste.

Sieh also zu, daß wir nicht etwa, der Meinung des Volkes folgend, etwas sehr Unglaubliches zustande bringen.

Was? sagte ich.

Aus dem nämlich, sagte sie, was zugestanden ist, ergibt sich, daß jedes Geschick, wie es auch immer sei, derer, die im Besitz oder im Fortschritt oder im Erwerb der Tugend sind, gut ist, für die aber, die im Bösen verharren, jedes überaus schlecht ist.

Das ist wahr, sagte ich, obgleich niemand es zu bekennen wagt.

Deshalb, sagte sie, darf sich der Weise ebenso wenig beschweren, so oft er auch in den Kampf mit dem Geschick gezogen wird, wie es dem Tapfern nicht geziemt sich zu erzürnen, wenn ihn das Kriegsgetümmel umtost. Denn für beide sind die Schwierigkeiten selbst Stoff, für diesen um Ruhm zu erwerben, für jenen Weisheit auszubilden. Und deshalb heißt sie auch Tugend, weil sie, auf ihre Tauglichkeit gestützt, sich von Widerwärtigkeiten nicht überwinden läßt. Ihr, die ihr auf

dem Pfad der Tugend festen Fuß gefaßt habt, seid nicht gekommen, in Wonne zu zerfließen und in Wollust zu erschlafen, ihr streitet den harten Geisteskampf mit jederlei Geschick, auf daß euch nicht das Üble erdrücke, das Geneigte verderbe. Nehmt mit starker Kraft die Mitte ein. Alles was darunter bleibt oder darüber hinausgeht, enthält Verachtung der Glückseligkeit, nicht Belohnung der Mühe. In eure Hand ist es gelegt, wie ihr euch das Glück gestalten wollt, denn ein jedes, das rauh erscheint, straft, wenn es nicht übt oder bessert.

Es verweilt im Krieg zweimal fünf der Jahre
Der Atride, bis er mit Trojas Trümmern
Rächend sühnen konnt' seines Bruders Ehbett.
Doch muß' er zuvor, da der Griechen Flotte
Günstgen Wind begehrt, ihn mit Blut erkaufen;
Und der Vater sieht, sich verleugnend, trauernd
Seiner Tochter Kehle jetzt durchbohrt vom Priester.
Es beweint Uliss den Verlust der Freunde,
Polyphem hat sie, lagernd in der Höhle,
Wild in sich versenkt im gewaltgen Schlunde.
Doch der Wütrich hat dann, beraubt des Auges,
Bald die Lust gebüßt mit den bitteren Tränen.
Rühmt doch Herkules seine schwere Arbeit:
Der Kentauren Stolz hat er kühn gebändigt,
Hat dem wilden Leu dann das Fell entrissen,
Traf mit sicherem Pfeil die verruchten Vögel.
Vor des Drachen Blick er die Äpfel raubte;
Seine Linke trägt schwer am Goldmetalle.
Schleppt den Höllenhund an dreifacher Kette.

Dixerat orationisque cursum ad alia quaedam tractanda atque expedienda vertebat. Tum ego: Recta quidem, inquam, exhortatio tuaque prorsus auctoritate dignissima, sed quod tu dudum de providentia quaestionem pluribus aliis implicitam esse dixisti, re exerior. Quaero enim, an esse aliquid omnino et quidnam esse casum arbitrere.

Tum illa: Festino, inquit, debitum promissionis absolvere viamque tibi, qua patriam reveharis, aperire. Haec autem etsi perutilia cognitu, tamen a proposito nostri tramite paulisper aversa sunt verendumque est, ne devius fatigatus ad emetiendum rectum iter sufficere non possis.

Ne id, inquam, prorsus vereare. Nam quietis mihi loco fuerit ea, quibus maxime delector, agnoscere; simul cum omne disputationis tuae latus indubitata fide constiterit, nihil de sequentibus ambigatur.

Tum illa: Morem, inquit, geram tibi, simulque sic orsa est: Si quidem, inquit, aliquis eventum temerario motu nullaque causarum conexione productum casum esse definiat, nihil omnino casum esse confirmo et praeter subiectae rei significationem inanem prorsus vocem esse decerno. Quis enim coercente in ordinem cuncta deo locus esse ullus temeritati reliquus potest? Nam nihil ex nihilo existere vera sententia est, cui nemo umquam veterum refragatus est, quamquam id illi non de operante principio, sed de materiali subiecto hoc omnium de natura rationum quasi

So hatte sie gesprochen und schon wandte sie sich, um andres zu behandeln und zu entwickeln. Da sagte ich: Richtig ist deine Ausführung und durchaus deiner Autorität würdig, was du aber vor kurzem über die Frage der Vorsehung gesagt hast, daß sie in sehr vielem andern enthalten sei, das merke ich in der Tat. Ich frage nämlich, um zu ergänzen, ob irgend etwas überhaupt sein könne, was wir Zufall nennen, und was es denn sei.

Darauf sagte sie: Ich eile, die Schuld meines Versprechens zu lösen und dir den Weg zur Rückkehr in dein Vaterland zu öffnen, doch ist zu fürchten, daß, obschon die Erkenntnis außerordentlich nützlich ist, sie dennoch von dem von uns eingeschlagenen Wege etwas abführt, so daß du von dem Umweg ermüdet und den rechten Weg zu durchmessen nicht mehr imstande sein wirst.

Das ist durchaus nicht zu fürchten, sagte ich, denn das zu erkennen, was mich aufs höchste beglückt, wird mir statt des Ausruhens dienen; überdies, da ja jeder Teil deiner Ausführungen von unbedingtem Vertrauen gestützt worden ist, so möge auch nichts von dem folgenden zweideutig bleiben.

Da sprach sie: Ich tue nach deinem Willen, und begann so gleich: Wenn jemand den Zufall so bestimmen wollte, daß ein Ereignis durch eine Bewegung von Ungefähr und nicht durch irgendeine Verknüpfung von Ursachen hervorgebracht wird, so behaupte ich, daß es überhaupt keinen Zufall gibt und erkläre, daß außer der Bezeichnung für ein untergelegtes Ding es ein durchaus leeres Wort sei. Denn wo kann, wenn das All der Ordnung gemäß von Gott umschlossen ist, irgend ein Ort für das Ungefähr übrigbleiben? Wenn es ein wahrer Ausspruch ist, den wohl niemand von den Alten bestritten hat, daß aus nichts nichts entstehen kann, obgleich es nicht

Dixerat orationisque cursum ad alia quaedam tractanda atque expedienda vertebat. Tum ego: Recta quidem, inquam, exhortatio tuaque prorsus auctoritate dignissima, sed quod tu dudum de providentia quaestionem pluribus aliis implicitam esse dixisti, re experior. Quaero enim, an esse aliquid omnino et quidnam esse casum arbitrere.

Tum illa: Festino, inquit, debitum promissionis absolvere viamque tibi, qua patriam reveharis, aperire. Haec autem etsi perutilia cognitu, tamen a propositi nostri tramite paulisper aversa sunt verendumque est, ne devius fatigatus ad emetiendum rectum iter sufficere non possis.

Ne id, inquam, prorsus vereare. Nam quietis mihi loco fuerit ea, quibus maxime delector, agnoscere; simul cum omne disputationis tuae latus indubitata fide constiterit, nihil de sequentibus ambigatur.

Tum illa: Morem, inquit, geram tibi, simulque sic orsa est: Si quidem, inquit, aliquis eventum temerario motu nullaque causarum conexione productum casum esse definiat, nihil omnino casum esse confirmo et praeter subiectae rei significationem inanem prorsus vocem esse decerno. Quis enim coercente in ordinem cuncta deo locus esse ullus temeritati reliquus potest? Nam nihil ex nihilo existere vera sententia est, cui nemo umquam veterum refragatus est, quamquam id illi non de operante principio, sed de materiali subiecto hoc omnium de natura rationum quasi

So hatte sie gesprochen und schon wandte sie sich, um andres zu behandeln und zu entwickeln. Da sagte ich: Richtig ist deine Ausführung und durchaus deiner Autorität würdig, was du aber vor kurzem über die Frage der Vorsehung gesagt hast, daß sie in sehr vielem andern enthalten sei, das merke ich in der Tat. Ich frage nämlich, um zu ergänzen, ob irgend etwas überhaupt sein könne, was wir Zufall nennen, und was es denn sei.

Darauf sagte sie: Ich eile, die Schuld meines Versprechens zu lösen und dir den Weg zur Rückkehr in dein Vaterland zu öffnen, doch ist zu fürchten, daß, obschon die Erkenntnis außerordentlich nützlich ist, sie dennoch von dem von uns eingeschlagenen Wege etwas abführt, so daß du von dem Umweg ermüdet und den rechten Weg zu durchmessen nicht mehr imstande sein wirst.

Das ist durchaus nicht zu fürchten, sagte ich, denn das zu erkennen, was mich aufs höchste beglückt, wird mir statt des Ausruhens dienen; überdies, da ja jeder Teil deiner Ausführungen von unbedingtem Vertrauen gestützt worden ist, so möge auch nichts von dem folgenden zweideutig bleiben.

Da sprach sie: Ich tue nach deinem Willen, und begann sogleich: Wenn jemand den Zufall so bestimmen wollte, daß ein Ereignis durch eine Bewegung von Ungefähr und nicht durch irgendeine Verknüpfung von Ursachen hervorgebracht wird, so behaupte ich, daß es überhaupt keinen Zufall gibt und erkläre, daß außer der Bezeichnung für ein untergelegtes Ding es ein durchaus leeres Wort sei. Denn wo kann, wenn das All der Ordnung gemäß von Gott umschlossen ist, irgend ein Ort für das Ungefähr übrigbleiben? Wenn es ein wahrer Ausspruch ist, den wohl niemand von den Alten bestritten hat, daß aus nichts nichts entstehen kann, obgleich es nicht

quoddam iecerint fundamentum. At si nullis ex causis aliquid oriatur, id de nihilo ortum esse videbitur. Quodsi hoc fieri nequit, ne casum quidem huiusmodi esse possibile est, qualem paulo ante definivimus.

Quid igitur, inquam, nihilne est, quod vel casus vel fortuitum iure appellari queat? An est, aliquid, tamen vulgus lateat, cui vocabula ista conveniant?

Aristoteles meus id, inquit, in Physicis et brevi et veri propinqua ratione definivit.

Quonam, inquam, modo?

Quotiens, ait, aliquid cuiuspiam rei gratia geritur aliudque quibusdam de causis, quam quod intendebatur, obtingit, casus vocatur; ut, si quis colendi agri causa fodiens humum defossi auri pondus inveniatur, hoc igitur fortuito quidem creditur accidisse. Verum non de nihilo est, nam proprias causas habet, quarum inprovisus inopinatusque concursus casum videtur operatus. Nam nisi cultor agri humum foderet, nisi eo loci pecuniam suam deponeret, aurum non esset inventum. Hae sunt igitur fortuitae causae compendii, quod ex obviis sibi et confluentibus causis, non ex gerentis intentione provenit. Neque enim vel qui aurum obruit vel qui agrum exercuit, ut ea pecunia reperiretur, intendit; sed uti dixi, quo ille obruit, hunc fodisse convenit atque concurrat. Licet igitur definire casum esse inopinatum ex confluentibus causis in his, quae ob aliquid geruntur, eventum. Concurrere vero atque confluere causas facit ordo ille inevitabili conexione procedens, qui de

von dem schaffenden Prinzip, sondern von der gegenständlichen Materie stammt, so legt das gleichsam von Natur das Fundament aller Beweisführungen. Wenn aber etwas ohne Ursachen entstehen kann, so könnte es scheinen, als ob es aus nichts entstehe. Wenn aber geleugnet wird, daß das geschehen kann, so ist es unmöglich, daß es irgendwie einen Zufall gibt, wie wir ihn kurz vorher bestimmt haben.

Wie also, sagte ich, gibt es nichts, was mit Recht sei es Zufall sei es Ungefähr genannt werden könnte? Oder gibt es etwas, das doch, wenn auch der gemeinen Menge verborgen, auf diese Worte paßt?

Mein Aristoteles hat dies in der Physik mit kurzem und der Wahrheit am nächsten kommendem Beweis so umgrenzt.

Auf welche Weise? fragte ich.

Er sagt, wenn etwas um irgendeiner Sache willen ausgeführt wird und aus irgendwelchen Ursachen etwas anders eintritt als beabsichtigt war, so wird das oft Zufall genannt; so, wenn jemand den Erdboden durchgräbt, um den Acker zu bebauen und eine Last vergrabenen Goldes findet, dann glaubt er, das sei irgendwie von ungefähr geschehen. In Wahrheit ist das nicht grundlos so, denn es hat seine eigenen Ursachen, als Zufall aber erscheint das unvorhergesehene, unbeabsichtigt wirksame Zusammentreffen von Ursachen. Denn wenn der Bauer den Acker nicht umgegraben hätte, und wenn der Eigentümer nicht an diesem Orte seinen Schatz vergraben hätte, so wäre das Gold nicht gefunden worden. Hier also liegt die Ursache des zufälligen Gewinns darin, daß er aus Ursachen, die für ihn günstig zusammentrafen, und nicht aus einer beabsichtigten Handlung herrührte. Denn weder, wer das Gold vergrub, noch der den Acker bearbeitete, beabsichtigte, daß das Gold gefunden werden sollte; aber wie ich gesagt habe, traf überein und zusammen, daß wo jener eingrub, dieser ausgrub. So muß also bestimmt werden: Zufall ist der aus einem Zu-

sammentreffen von Ursachen unvermutete Erfolg von etwas, das zu irgendeinem Zweck unternommen wurde. Daß aber die Ursachen so zusammentreffen und zusammenfließen können macht jene Ordnung, die aus unvermeidlicher Verknüpfung hervorgeht und die aus der Quelle der Vorsehung fließend alles an den ihm gemäßen Ort stellt.

Vom achaemenischen Fels, wo trügerisch fliehend der Parther Rückgewandt mit dem Pfeil trifft des Verfolgers Brust, Dort entspringen dem Quell gemeinsam Euphrat und Tigris.

Doch nach kurzem getrennt, fließen die Wasser entzweit. Wenn dann aufs neue ihr Lauf sich wieder zu einem verbindet,

Strömt zusammen in eins, was beider Welle geführt, Schiffe begegnen sich und Stämme, gewälzt in der Strömung,

Und was von ungefähr sich mit den Wogen vermischt, Aber ihr schwankender Fall folgt nur der Neigung der Erde,

Und in Wirbel und Sturz herrschet der Strömung Gesetz. Was so als Zufall scheint mit schleifendem Zügel zu fließen,

Trägt geduldig den Zaum nach seinem eignen Gesetz.

Ich verstehe, sagte ich, was du gesagt hast, und gebe zu, daß es so ist. Aber ist nicht in dieser Reihe zusammenhängender Ursachen irgendeine Freiheit unseres Willens, oder umschließt die Kette des Verhängnisses auch sogar die Bewegungen der menschlichen Seelen?

Es gibt eine, sagte sie, es würde nämlich keine vernünftige Natur sein, wenn es keine Freiheit des Willens gäbe; denn was von Natur sich der Vernunft bedienen kann, das hat Urteil, womit es jegliches Ding unterscheidet; so vermag es zu erkennen, was zu vermeiden und was wünschenswert ist. Nach dem, was jemand für wünschenswert hält, strebt er und vermeidet, was er für schädlich hält. Deshalb haben sie, deren Vernunft ihnen selbst eingeboren ist, auch die Freiheit des Wollens oder Nichtwollens. Aber ich behaupte, daß dies nicht

Darauf sagte ich: Nun bin ich in noch schwierigere Ungewißheit verstrickt.

Wie das? sprach sie, aber ich ahne schon, wodurch du verwirrt bist.

Durchaus entgegengesetzt und zuwider scheint es mir zu sein, daß Gott alles im voraus kenne und daneben irgendein freier Wille sei; denn wenn Gott alles voraussieht und auf keine Weise irren kann, so muß daraus notwendig hervorgehen, daß die Vorsehung voraussieht, was künftig sein wird. Deshalb wenn sie von Ewigkeit nicht nur die Taten der Menschen, sondern auch Absichten und Willen voraus weiß, so gibt es keine Freiheit des Willens; denn nicht nur kann keine Tatsache beliebig anders geschehen, noch kann ein Wille sein, den die göttliche Vorsehung nicht unfehlbar voraus weiß.

Denn wenn sie anders gewandt werden können als vorausgesehen war, dann ist das Vorauswissen der Zukunft nicht fest, sondern mehr eine ungewisse Meinung, was ich von Gott zu glauben für ein Unrecht halte.

Auch billige ich nicht die Gründe jener, die da glauben, den Knoten dieser Frage lösen zu können, sie sagen nämlich: Nicht deshalb wird etwas geschehen, weil die Vorsehung vorausgesehen hat, was geschehen wird, sondern im Gegenteil vielmehr, weil etwas geschehen wird, kann es der göttlichen Vorsehung nicht verborgen bleiben, und auf die Weise gleitet die Notwendigkeit auf den andern Teil hinüber; nicht ist nämlich notwendig, daß geschieht, was vorausgesehen wurde, sondern es ist notwendig, daß das, was zukünftig geschehen wird, vorausgesehen wird; gewissermaßen als ob es sich darum handle, welches die Ursache eines Dinges ist, das Vorauswissen der Notwendigkeit des Zukünftigen, oder die Notwendigkeit der Voraussicht des Zukünftigen, und nicht vielmehr, was wir zu beweisen erstreben, daß, was auch immer die Ordnung der Ursachen sei, notwendig der Eintritt der vor-

ausgesehenen Dinge ist, selbst wenn das Vorauswissen in die zukünftigen Dinge eine Notwendigkeit ihres Eintretens nicht hineinzutragen scheint.

Denn, wenn irgendwer sitzt, so muß die Meinung, welche aussagt, daß er sitzt, notwendig wahr sein; das Umgekehrte aber, wenn jemand die *wahre* Meinung hat, daß jemand sitzt, so muß er auch notwendig sitzen. Beiden Fällen wohnt also Notwendigkeit inne; hier dem Sitzen, dort der Wahrheit, aber nicht sitzt jemand, weil die Meinung wahr ist, sondern sie ist vielmehr wahr, weil das Sitzen vorausgeht. Wenn auch die Ursache der Wahrheit aus dem andern Teile hervorgeht, so wohnt doch beiden gemeinsam die Notwendigkeit inne.

Ähnlich kann über die Vorsehung und die zukünftigen Dinge geschlossen werden. Denn wenn diese auch deshalb vorgesehen werden, weil sie geschehen werden, nicht aber deshalb geschehen, weil sie vorausgesehen werden, so ist es nichtsdestoweniger notwendig, daß von Gott die künftigen vorausgeschaut werden, wie auch daß die vorausgeschauten eintreten als vorausgeschaute, und das ist allein genug, um die Freiheit des Willens zu vernichten. Aber ist es nicht ganz verkehrt, das Eintreffen zeitlicher Dinge die Ursache der ewigen Vorsehung zu nennen? Denn wenn man urteilt, daß Gott die Zukunft deshalb voraussähe, weil sie eintreffen werde, was heißt das anders als meinen, daß das, was einst geschehen werde, die Ursache der höchsten Vorsehung sei?

Und da das, was ich weiß, daß es ist, auch notwendig ist, so ist das, was ich als zukünftig kenne, auch selbst notwendig zukünftig; so geschieht es also, daß das Kommen vorausgewußter Dinge nicht vermieden werden kann.

Schließlich, wenn jemand in anderer Richtung denkt, als es sich wirklich verhält, so ist das nicht nur kein Wissen, sondern eine falsche Meinung, die weit entfernt von dem Wissen um die Wahrheit ist. Deshalb, wenn etwas Zukünftiges ge-

schähe, dessen Eintreffen nicht sicher und notwendig ist, wer könnte dann vorauswissen, daß es eintreffen wird? So wie das Wissen selbst mit Falschem nicht vermischt sein kann, so kann auch das, was von ihm erfaßt wird, nie anders sein, als es erfaßt wird. Das nämlich ist die Ursache, weshalb die Lüge des Wissens entbehrt, weil es notwendig ist, daß sich eine Sache so verhält, wie das Wissen sie begreift. Wie also? Auf welche Weise sieht Gott eine unsichere Zukunft voraus? Denn wenn er das für unvermeidlich eintreffend hält, was möglicherweise auch nicht eintreffen könnte, so würde er sich irren, was ebenso unrecht zu denken wie auszusprechen ist. Also, wenn er beschließt, daß die zukünftigen Dinge so sein werden, wie sie sind, und erkennen würde, daß sie sowohl geschehen wie nicht geschehen können, was ist dann dieses Vorauswissen, das nichts Sicheres und nichts Festes umgreift? Oder was ist das anders als die lächerliche Prophezeiung jenes Teiresias: «Was ich sage, geschieht oder geschieht auch nicht.» Worin würde die göttliche Vorsehung der menschlichen Meinung überlegen sein, wenn sie, ebenso wie die Menschen, das als ungewiß beurteilte, dessen Eintreffen ungewiß ist? Da aber bei dieser sichersten Quelle aller Dinge nichts ungewiß sein kann, so ist auch das Eintreffen der Dinge sicher, die jene als zukünftig fest vorausgewußt hat.

Deshalb gibt es für menschliche Einsicht und menschliche Taten keine Freiheit, wenn sie der göttliche Geist ohne Irrtum und Falschheit insgesamt durchschaut, in eins zusammenfaßt und zum Eintreffen zwingt.

Dies einmal zugegeben, ist klar, welch ein großer Zusammensturz der menschlichen Dinge daraus folgt. Umsonst nämlich wird ein Lohn des Guten oder eine Strafe des Bösen in Aussicht gestellt, sie hat ja keine freie und willentliche Bewegung des Geistes verdient. Und alles erscheint unbillig, was jetzt für billig gehalten wird, sowohl daß die Unredlichen bestraft

werden, wie daß die Redlichen belohnt werden, die beide nicht der eigne Wille zu dem einen oder zu dem andern führt, sondern die sichere Notwendigkeit des Kommenden zwingt. Also nicht Laster oder Tugend sind etwas, sondern nur noch eine ununterscheidbare, wirre Vermischung aller Verdienste. Nichts Frevelhafteres läßt sich ausdenken, als dies: Da die ganze Ordnung der Dinge sich von der Vorsehung herleitet, so geschieht es, da ja nichts den menschlichen Ratschlüssen freisteht, daß auch unsere Laster sich auf den Urheber alles Guten berufen können. So gibt es keinen Vernunftgrund, weder etwas zu hoffen, noch etwas zu erbitten. Wer denn wird etwas erhoffen oder erbitten, wenn alles Wünschenswerte durch eine unbrechbare Kette verknüpft ist? Zerrissen wird also jener einzige Verkehr zwischen Gott und den Menschen, nämlich die Hoffnung und das Gebet. Und wenn wir als Lohn echter Demut den unschätzbaren Wechselverkehr mit der göttlichen Gnade verdienen, was doch die einzige Art ist, wie Menschen sich mit der Gottheit unterreden können, so werden wir kraft des Gebetes früher mit jenem unerreichbaren Lichte verbunden sein, als wir Erhörung finden. Wenn aber, die Notwendigkeit alles Zukünftigen angenommen, jene keine Kraft haben sollen, wer wird es sein, dem wir als dem höchsten Ursprung der Dinge uns verbunden fühlen und anhängen können? Deshalb wird das menschliche Geschlecht notwendig, wie du noch eben gesungen hast, getrennt und unverbunden mit seiner Quelle ermatten.

Welcher Zwiespalt löste der Dinge
Festes Bündnis? Und welcher Gott nur
Regt den Streit auf der Doppelwahrheit,

Tum illa: Vetus, inquit, haec est de providentia querela Marcoque Tullio, cum divinationem distribuit, vehementer agitata tibi que ipsi res diu prorsus multumque quaesita, sed haudquaquam ab ullo vestrum hactenus satis diligenter ac firmiter expedita. Cuius caliginis causa est, quod humanae ratiocinationis motus ad divinae praescientiae simplicitatem non potest admoveri; quae si ullo modo cogitari queat, nihil prorsus relinquatur ambigui. Quod ita demum patefacere atque expedire temptabo, si prius ea, quibus moveris, expendero.

Quaero enim, cur illam solventium rationem minus efficacem putes, quae quia praescientiam non esse futuris rebus causam necessitatis existimat, nihil impediri praescientia arbitrii libertatem putat. Num enim tu aliunde argumentum futurorum necessitatis trahis, nisi quod ea, quae praesciuntur, non evenire non possunt? Si igitur praenotio nullam futuris rebus adicit necessitatem, quod tu etiam paulo ante fatebare, quid est, quod voluntarii exitus rerum ad certum cogantur eventum? Etenim positionis gratia, ut, quid consequatur, advertas, statuamus nullam esse praescientiam. Num igitur, quantum ad hoc attinet, quae ex arbitrio veniunt, ad necessitatem cogantur?

Minime.

Statuamus iterum esse, sed nihil rebus necessitatis iniungere; manebit, ut opinor, eadem voluntatis integra atque absoluta libertas.

Sed praescientia, inquires, tametsi futuris eveniendi necessitas non est, signum tamen est necessario ea

Darauf sprach jene: Alt ist dieser Streit um die Vorsehung, und er hat Marcus Tullius Cicero in seiner Schrift, in der er sich über die Weissagung ausläßt, auf das lebhafteste bewegt, und auch von dir ist diese Sache viel und sehr lange gesucht, aber bisher ist sie von keinem von euch klar und sicher genug herausgearbeitet worden. Der Grund dieser Dunkelheit liegt darin, daß die Bewegung der menschlichen Vernunftsschlüsse durchaus an die Einfachheit der göttlichen Vorsehung nicht herankommen kann. Wenn sie sie einmal zu denken vermöchte, so bliebe nichts Zweideutiges zurück. Ich werde versuchen, dies zuletzt zu erhellen und festzustellen, wenn ich zuerst geprüft haben werde, was dich jetzt bewegt hat.

Ich frage nämlich, warum du die Beweisführung für weniger wirksam hältst, die jene folgendermaßen lösen wollen: Sie meinen, da die Vorsehung nicht die Ursache der kommenden Dinge sei, könne sie auch nicht die Freiheit des Wollens hindern. Ziehst du von wo anders her den Schluß von der Notwendigkeit zukünftiger Dinge als daher, daß das, was vorausgewußt ist, unbedingt geschehen muß? Wenn also die Vorauskenntnis den zukünftigen Dingen an sich keine Notwendigkeit zufügt, wie du eben auseinandergesetzt hast, was zwingt dann den freiwilligen Ausgang der Dinge zu notwendigem Geschehen? Setzen wir einmal beispielmäßig fest, damit du besser bemerkst was daraus folgt, es gäbe keine Vorsehung, was nun, soweit das uns hier angeht, zwingt die aus Willkür geschehenden Dinge zur Notwendigkeit? – Nichts. Nehmen wir nun wieder an, sie bestehe, aber nichts von Notwendigkeit binde die Dinge, so würde, meine ich, die gleiche Unbeschränktheit des Willens, die schrankenlose Freiheit bleiben.

Die Vorsehung aber, sagst du, ist, obwohl sie die Notwendigkeit für das Geschehen des Zukünftigen nicht ist, so doch das Wahrzeichen für das notwendig Kommende; auf diese Weise

stünde fest, daß auch wenn die Vorauskenntnis nicht wäre, es doch ein notwendiges Geschehen des Zukünftigen gäbe; denn jedes Wahrzeichen zeigt nur auf, was ist, bewirkt aber in Wahrheit das nicht, was es bezeichnet. Deshalb wäre zuerst aufzuweisen, daß nichts ohne Notwendigkeit geschehen kann, damit die Vorsehung als Wahrzeichen für diese Notwendigkeit erschiene. Denn wenn diese nicht wäre, so könnte jene Vorsehung durchaus kein Wahrzeichen von etwas sein, das nicht ist. Aber nur der Beweis steht fest, der mit sicheren Vernunftschlüssen begründet und zusammengehalten ist, nicht der aus Wahrzeichen oder aus äußeren Argumenten hergeholt ist, sondern der aus übereinstimmenden notwendigen Ursachen sich ergibt.

Aber wie ist das möglich, daß das nicht geschehen könnte, was als Zukünftiges vorausgeschaut wird? Gerade als wenn wir glauben würden, daß das, was die Vorsehung als Zukünftiges voraus weiß, nicht geschehen müsse, und nicht lieber meinen, daß dasjenige, dem es freisteht zu geschehen, seiner Natur nach keine Notwendigkeit zu geschehen habe, was dir hernach leicht freisteht zu untersuchen. Wir sehen nämlich mehrere Dinge, während sie vor unsern Augen geschehen, so wie man etwa die Wagenlenker sieht, wie sie ihr Viergespann lenken und umwenden und alles andere; zwingt nun dieses irgendeine Notwendigkeit, daß es so geschehe?

Keineswegs; vergeblich wäre die Wirkung der Kunst, wenn alles zwangsläufig sich bewegte.

Was also der Notwendigkeit des ~~Soseins~~ ^{ex se habentis} entbehrt, wenn es geschieht, wird ebenso, ehe es geschieht, in Zukunft ohne Notwendigkeit geschehen. Gewisse kommende Ereignisse also gibt es, die von aller Notwendigkeit frei sind. Denn das, meine ich, wird niemand sagen, daß das, was jetzt geschieht, auch nicht hätte geschehen können, ehe es geschah. Also auch das Vorhergewußte hat Freiheit des Geschehens; denn wie das

scientia praesentium rerum nihil his, quae fiunt, ita praescientia futurorum nihil his, quae ventura sunt, necessitatis importat. Sed hoc, inquis, ipsum dubitatur, an earum rerum, quae necessarios exitus non habent, ulla possit esse praenotio. Dissonare etenim videntur putasque, si praevideantur, consequi necessitatem; si necessitas desit, minime praesciri nihilque scientia comprehendi posse nisi certum; quodsi, quae incerti sunt exitus, ea quasi certa providentur, opinionis id esse caliginem, non scientiae veritatem. Aliter enim ac sese res habeat arbitrari ab integritate scientiae credis esse diversum.

Cuius erroris causa est, quod omnia, quae quisque novit, ex ipsorum tantum vi atque natura cognosci aestimat, quae sciuntur. Quod totum contra est. Omne enim, quod cognoscitur, non secundum sui vim, sed secundum cognoscentium potius comprehenditur facultatem. Nam, ut hoc brevi liqueat exemplo, eandem corporis rotunditatem aliter visus, aliter tactus agnoscit. Ille eminus manens totum simul iactis radiis intuetur, hic vero cohaerens orbi atque coniunctus circa ipsum motus ambitum rotunditatem partibus comprehendit. Ipsum quoque hominem aliter sensus, aliter imaginatio, aliter ratio, aliter intelligentia contuetur. Sensus enim figuram in subiecta materia constitutam, imaginatio vero solam sine materia iudicat figuram. Ratio vero hanc quoque transcendit speciemque ipsam, quae singularibus inest, universalis consideratione perpendit. Intelligentiae vero celsior oculus existit; supergressa

Wissen um die gegenwärtigen Dinge diesen keine Notwendigkeit des Geschehens hinzufügt, so auch nicht das Vorherwissen denen, die geschehen werden. Dieses aber, sagst du, wird gerade bezweifelt, ob von den Dingen, die keine Notwendigkeit des Geschehens haben, irgendeine Voraussetzung sein könne. Und du meinst auch, es sei ein Widerspruch, daß aus dem, was vorausgesehen werde, die Notwendigkeit folge. Wenn aber die Notwendigkeit fehlt, kann nichts vorausgesehen werden; denn das Wissen kann nur Sicheres fassen, und wenn als sicher das vorgesehen wird, dessen Geschehen unsicher ist, so ist das eine Unklarheit des Meinens und nicht die Wahrheit des Wissens. Und mit der Reinheit des Wissens, so glaubst du, sei es unvereinbar, eine Sache anders zu beurteilen als sie ist.

Die Ursache dieses Irrtums ist, daß man glaubt, daß alle Dinge, die man weiß, aus einer ihnen innewohnenden Kraft und aus der Natur des Gewußten erkannt werden. Doch das Entgegengesetzte ist der Fall; alles nämlich, was erkannt wird, wird nicht aus einer ihm innewohnenden Kraft erkannt, sondern gemäß der Fähigkeit des Erkennenden; was aus folgendem kurzem Beispiel erhellt: Die Rundheit irgendeines Körpers erkennt das Gesicht anders als der Tastsinn; jenes entfernt bleibend, schaut alles zusammen gleichsam durch geschleuderte Strahlen, dieser aber, der Kreisbewegung verhaftet und verbunden, begreift die Rundung, gleichsam um sie herumgehend in ihren Teilen. So betrachten auch den Menschen selbst anders die Sinne, anders die Vorstellungskraft, anders die Vernunft, anders die höchste Einsicht. Die Sinne nämlich beurteilen die Gestalt, wie sie in die untergeordnete Materie geprägt ist, die Vorstellungskraft aber nur die Gestalt ohne Materie; die Vernunft überschreitet auch diese und behandelt nur die Art selbst, die den Einzelwesen innewohnt, unter allgemeinen Gesichtspunkten. Das Auge der Intelligenz steht

namque universitatis ambitum ipsam illam simplicem formam pura mentis acie contuetur.

In quo illud maxime considerandum est; nam superior comprehendendi vis amplectitur inferiorem, inferior vero ad superiorem nullo modo consurgit. Neque enim sensus aliquid extra materiam valet vel universales species imaginatio contuetur vel ratio capit simplicem formam, sed intelligentia quasi desuper spectans concepta forma, quae subsunt, etiam cuncta diiudicat, sed eo modo, quo formam ipsam, quae nulli alii nota esse poterat, comprehendit. Nam et rationis universum et imaginationis figuram et materiale sensibile cognoscit nec ratione utens nec imaginatione nec sensibus, sed illo uno ictu mentis formaliter, ut ita dicam, cuncta prospiciens. Ratio quoque, cum quid universale respicit, nec imaginatione nec sensibus utens imaginabilia vel sensibilia comprehendit. Haec est enim, quae conceptionis suae universale ita definit: Homo est animal bipes rationale. Quae cum universalis notio sit, tum imaginabilem sensibilemque esse rem nullus ignorat, quod illa non imaginatione vel sensu, sed in rationali conceptione considerat. Imaginatio quoque, tametsi ex sensibus visendi formandique figuras sumpsit exordium, sensu tamen absente sensibilia quaeque collustrat non sensibili, sed imaginaria ratione iudicandi.

Videsne igitur, ut in cognoscendo cuncta sua potius facultate, quam eorum, quae cognoscuntur, utantur? Neque id iniuria; nam cum omne iudicium iudicantis actus existat, necesse est, ut suam quisque operam non ex aliena, sed ex propria potestate perficiat.

am höchsten; denn nachdem sie selbst den Umkreis des Universums überschritten hat, schaut sie jene einfache Form mit der reinen Schärfe des Geistes.

Dabei ist besonders zu beachten, daß die höhere Kraft des Begreifens die niedere umspannt, während die niedere sich auf keine Weise zur höheren erheben kann. So gelten die Sinne nichts außerhalb der Materie, noch schaut die Vorstellungskraft die allgemeinen Arten, noch begreift die Vernunft die einfache Form, aber die höchste Einsicht gleichsam von oben schauend beurteilt die Gesamtheit, die Formen begreifend, die unter ihr sind, und zwar auf die Weise, daß sie die Form an sich, welche die anderen alle nicht erkennen können, umgreift; denn sie erkennt das Universum der Vernunft, die Gestalt der Vorstellungskraft und die sinnliche Materie nicht, indem sie sich der Vernunft, der Vorstellungskraft, der Sinne bedient, sondern indem sie mit einem Blick des Geistes gleichsam, wie ich sagte, das Ganze erschaut. Auch die Vernunft, wenn sie das Allgemeine betrachtet, bedient sich weder der Vorstellungskraft noch der Sinne, um das Dargestellte und Sinnliche zu begreifen. So nämlich bestimmt sie das Allgemeine ihrer Auffassung: Der Mensch ist ein zweifüßiges vernünftiges Wesen. Wer die Kenntnis des Allgemeinen besitzt, dem ist weder das Vorstellbare noch das Sinnliche unbekannt, was er nicht durch Vorstellung noch durch Sinnlichkeit, sondern durch die Vernunft ergreift. Auch die Vorstellungskraft, obgleich sie von den Sinnen das Sehen und Formen der Gestalten herleitet, betrachtet bei Abwesenheit der Sinne das Sinnliche nicht kraft ihres sinnlichen, sondern ihres Vorstellungsurteils. Siehst du also, wie alle beim Erkennen sich mehr ihrer Fähigkeit bedienen als derjenigen des zu Erkennenden? Und dies nicht mit Unrecht, denn damit jedes Urteil als ein Akt des Urteilens besteht, ist notwendig, daß jeder seine Tätigkeit aus eigener Macht und nicht aus der andrer ausführe.

Einstmals brachte der Stoa Kreis
Alte törichte Männer hervor,
Die da meinten, es sei dem Geist
Wie den Körpern von außen her
Bild und Sinne so aufgeprägt,
Wie der emsige Griffel einst
Auf die ebene Tafel, die
Noch von Zeichen nicht eine Spur
Eingeprägt, seine Lettern setzt.
Doch wie drückte lebend'ger Geist,
Ohne eigne Bewegung sich aus,
Wenn er selbst nur geduldig liegt,
Sich dem Eindruck des Körpers fügt,
Wenn er nur wie ein Spiegelglas
Gibt ein Zerrbild der Außenwelt?
Woher käm' das Wissen dem Geist,
Das ihn stark macht das All zu schau'n?
Wo die Kraft, die Besondres sieht
Und die teilt das, was sie erkennt,
Das Getrennte von neuem eint,
Daß sie wechselnd die Wege wählt,
Jetzt dem Höchsten das Haupt gesellt,
Jetzt zum Tiefsten heruntersteigt,
Wieder dann zu sich selber kehrt,
Und zur Wahrheit das Falsche führt?
Mehr bei weitem bewirkt die Kraft
Und viel mächt'ger ihr Anstoß ist,
Als wenn sie nach der Art des Stoffs
Jeden Eindruck nur duldend trüg.
Freilich geht ihr erregend vor,

Was die Seele voll Kraft bewegt:
 Lebender Körper Empfänglichkeit.
 Wenn das Licht in die Augen fällt,
 Wenn die Stimme im Ohre schallt,
 Dann erweckt auch des Geistes Kraft,
 Was an innerer Schau er trägt,
 Ruft zu gleicher Bewegung auf,
 Paßt es äußerem Eindruck an
 Und vermählt im Innern nun
 Die verborgene Form dem Bild.

Wenn also bei Körperempfindungen, obwohl die Eigenschaften der Dinge von außen her die Werkzeuge unserer Sinne beeinflussen und ein Dulden des Körpers der Kraft des handelnden Geistes vorangeht, was die Tätigkeit des Geistes in sich wachruft und die inzwischen im Innern ruhenden Formen erregt, wenn, sage ich, bei den Körperempfindungen der Geist nicht duldend den Eindruck empfängt, sondern aus eigener Kraft über den erlittenen Körpereindruck urteilt, um wieviel mehr folgt das, was von allen körperlichen Einflüssen völlig gelöst ist, beim Urteilen nicht den äußeren Gegenständen, sondern löst die selbständige Handlung seines Geistes aus. Aus diesem Grunde gehören den verschiedenen voneinander abweichenden Substanzen auch vielfältige Erkenntnisarten zu. Sinnesempfindung für sich allein, von aller andern Erkenntnis entblößt, gehört den unbeweglichen Lebewesen zu, wie See- muscheln und was sonst an Gestein haftend sich ernährt, Vorstellungskraft aber den beweglichen Tieren, denen bereits ein gewisser Trieb abzulehnen und zu begehren innezuwohnen scheint. Die Vernunft aber ist allein der menschlichen Art zu eigen, wie die Intelligenz nur der göttlichen. So kommt es, daß diejenige Erkenntnis immer die andere überragt, die aus eige-

ner Natur nicht nur die eigenen, sondern auch die Objekte der andern Erkenntnisse kennt.

Wie also, wenn die Sinne und die Vorstellungskraft der Vernunft widerstrebten und sagten, daß jenes Allgemeine, das die Vernunft zu schauen meine, nicht sei? Was nämlich sinnlich und vorstellbar ist, das könne nicht ein Universelles sein, entweder sei also das Urteil der Vernunft wahr, dann gäbe es nichts den Sinnen Erfassbares, oder da es ja an sich bekannt ist, daß es sehr vieles, was den Sinnen und der Vorstellungskraft unterworfen ist, gibt, so sei der Begriff der Vernunft leer, der, was nur sinnlich und einzeln ist, als etwas gleichsam Allgemeines betrachte. Ferner wenn nun die Vernunft dem entgegen antwortete, daß sie zwar das, was zu den Sinnen und der Vorstellungskraft gehöre, auf Grund der Allgemeinheit erblicke, daß jene hingegen zur Erkenntnis des Universellen nicht streben könnten, da ja ihre Erkenntnis über die körperlichen Gestalten nicht hinausgehen könne, daß sie aber an eine Erkenntnis der Dinge mit gefestigterem und vollkommenerem Urteil glauben müßten? Würden wir bei einem Streite dieser Art, wir, denen ebenso die Kraft des Vernunftschlusses wie der Vorstellungskraft und der Sinne eignet, nicht eher die Sache der Vernunft billigen?

Ähnlich ist es, wenn die menschliche Vernunft meint, daß die göttliche Einsicht die Zukunft nicht erschauen könne, wenn sie nicht so wie sie selbst erkennt. Du schließest so: Wenn etwas keinen bestimmten und notwendigen Ausgang zu haben scheint, so kann es auch kein Vorherwissen von seinem bestimmten Ausgang geben. Von solcherlei Dingen gibt es also kein Vorherwissen; wenn wir trotzdem an ein solches auch bei ihnen glauben, so muß eben alles aus Notwendigkeit hervorgehen. Wenn wir, die wir der Vernunft teilhaft sind, die Urteilskraft des göttlichen Geistes besitzen könnten, so würden wir, ebenso wie wir urteilten, daß Vorstellungskraft und

Sinne der Vernunft weichen müßten, auch für höchst richtig halten, daß die menschliche Vernunft dem göttlichen Geist sich unterordne. Darum sollen wir uns, wenn wir es können, zum Gipfel jener höchsten Intelligenz emporranken; denn dort wird die Vernunft sehen, was sie in sich nicht anschauen kann; auf irgendeine Weise wird dann eine Vorerkenntnis auch das, was keinen sicheren Ausgang hat, als sicher und bestimmt schauen; und dies ist keine Meinung, sondern vielmehr die in keine Grenzen eingeschlossene Einfalt des höchsten Wissens.

Mannigfaltig über die Erde hin wandern Tiergeschlechter,
 Diese schleppen gestreckten Leibes sich hin in niederem Staube,
 Ständig mit kräftigen Sehnen ziehen sie dauernd ihre Furche.
 Schweifend leichtgefederte gibt es, die mit dem Winde flattern,
 Schwebend schwimmen sicheren Fluges sie weit durch
 Ätherräume.

Andre freut's, wenn mit festen Tritten sie auf dem Boden
 schreiten,
 Bald durchheilen sie grüne Gefilde, bald schlüpfen sie in Wälder;
 Doch wie mannigfach und wie wechselnd auch die Gestalten
 scheinen,
 Erdwärts dumpf zu neigen das Angesicht zwingt der Sinne
 Schwere.

Einzig können der Menschen Geschlechter höher den
 Scheitel heben,
 Recken leichte Glieder und blicken so auf die Erde nieder.
 Hat nicht irdischer Sinn dich gefesselt, dann mahnt dich dieses
 Gleichnis:

Der erhobnen Hauptes zum Himmel du mit der Stirne
 aufschaust,
 Trag die Seele auf zum Erhabenen, daß nicht niedre Schwere
 Tiefer als den aufrechten Körper dir deine Seele ziehe.

Da also, wie kurz zuvor gezeigt, alles, was gewußt wird, nicht aus seiner eigenen Natur, sondern aus der der Auffassenden erkannt wird, wollen wir nun, soweit es recht ist, betrachten, was der Zustand der göttlichen Substanz ist, damit wir erkennen können, wie weit es etwa ein Wissen von ihr gibt. Daß Gott also ewig sei, ist das gemeinsame Urteil aller Vernunftbegabten. Wir wollen also untersuchen, was die Ewigkeit ist, denn aus ihr wird uns gleichmäßig die göttliche Natur und das göttliche Wissen erschlossen. Ewigkeit also ist der vollständige und vollendete Besitz des unbegrenzten Lebens, was aus dem Vergleich mit dem Zeitlichen noch deutlicher erhellt. Denn alles, was in der Zeit lebt, das geht als ein Gegenwärtiges vom Vergangenen weiter in die Zukunft, und es gibt nichts, was in der Zeit besteht, das seinen ganzen Lebensraum zugleich umfassen könnte. Sondern das Morgige erfaßt es noch nicht, das Gestrige aber hat es schon verloren, und auch im heutigen Leben lebt ihr nicht weiter als in diesem einen beweglichen und vorübergehenden Augenblick. Mag also auch das, was die Bedingungen der Zeit duldet, weder jemals angefangen haben noch aufhören, wie Aristoteles von der Welt urteilt, mag sich auch ihr Leben in die Unendlichkeit der Zeit erstrecken, so sollte man doch ein solches nicht mit Recht für ewig halten. Denn es erfaßt und umfaßt nicht den ganzen Umkreis des wenn auch unbegrenzten Lebens, sondern es fehlt ihm noch die noch nicht durchlebte Zukunft. Was also die ganze Fülle des unbegrenzten Lebens zugleich erfaßt und besitzt, dem weder etwas am Zukünftigen abgeht noch vom Vergangenen verflossen ist, das wird mit Recht als ewig aufgefaßt, und das muß notwendigerweise seiner selbst mächtig immer als ein Gegenwärtiges in sich verweilen und die Unendlichkeit der beweglichen Zeit als eine Gegenwart vor sich haben. Darum ist die Meinung derer nicht richtig, die wenn sie hören, daß Plato glaubte, diese Welt habe weder An-

fang in der Zeit gehabt, noch werde sie einen Untergang in ihr haben, annehmen, daß die geschaffene Welt auf gleiche Weise ewig sei wie der Schöpfer. Etwas anderes ist es, wenn ein unbegrenzbare Leben geführt wird, was Plato der Welt zuerteilt, etwas anderes, wenn ein unbegrenzbare Leben zugleich ganz in der Gegenwart erfaßt wird, was offenbar die Eigentümlichkeit des göttlichen Geistes ist.

Auch darf Gott nicht älter als die erschaffene Welt nach der Ausdehnung der Zeit, sondern vielmehr nach der Eigentümlichkeit seiner einfachen Natur angesehen werden. Denn die unbegrenzte Bewegung des Zeitlichen ahmt diesen gegenwartsbewußten Zustand unbewegten Lebens nur nach und da sie nicht vermag ihn nachzubilden und ihm gleichzukommen, verfällt sie aus der Unbewegtheit in die Bewegung, aus der Einfachheit der Gegenwart schwindet sie dahin zur unendlichen Ausdehnung der Zukunft und Vergangenheit, und da sie die ganze Fülle ihres Lebens zugleich nicht besitzen kann, scheint sie mit dem, was sie irgendwie zu sein niemals aufhört und das sie doch nicht ausfüllen und ausdrücken kann, einigermaßen zu wetteifern, indem sie sich an die Gegenwart dieses wenn auch noch so geringen und flüchtigen Augenblicks heftet. Und da dieser ja ein gewisses Abbild jener beharrenden Gegenwart in sich trägt, so gewährt er denen, an denen er teil hat, daß sie zu *sein* scheinen. Da er aber nicht beharren kann, hat er den unbegrenzten Weg der Zeit ergriffen, und so ist es gekommen, daß er durch sein Weiterschreiten das Leben ununterbrochen macht, dessen Fülle er durch sein Beharren nicht zu umfassen vermochte. Wenn wir also den Dingen würdige Namen beilegen wollen, so wollen wir Plato folgend Gott zwar ewig, die Welt aber dauernd nennen.

Da nun jedes Urteil seiner Natur gemäß das erfaßt, was ihm untersteht, Gott aber ein ewiger und immer gegenwartsbewußter Zustand zukommt, so verharret auch sein Wissen,

infinitaque praeteriti ac futuri spatia complectens omnia, quasi iam gerantur, in sua simplici cognitione considerat. Itaque si praeventiam pensare velis, qua cuncta dinoscit, non esse praescientiam quasi futuri, sed scientiam numquam deficientis instantiae rectius aestimabis. Unde non praeventia, sed providentia potius dicitur, quod porro a rebus infimis constituta quasi ab excelso rerum cacumine cuncta prospiciat.

Quid igitur postulas, ut necessaria fiant, quae divino lumine lustrentur, cum ne homines quidem necessaria faciant esse, quae videant? Num enim, quae praesentia cernis, aliquam eis necessitatem tuus addit intuitus?

Minime.

Atqui si est divini humanique praesentis digna collatio, uti vos vestro hoc temporario praesenti quaedam videtis, ita ille omnia suo cernit aeterno. Quare haec divina praenotio naturam rerum proprietatemque non mutat taliaque apud se praesentia spectat, qualia in tempore olim futura provenient. Nec rerum iudicia confundit unoque suae mentis intuitu tam necessarie quam non necessarie ventura dinoscit. Sicuti vos, cum pariter ambulare in terra hominem et oriri in caelo solem videtis, quamquam simul utrumque conspectum tamen discernitis et hoc voluntarium, illud esse necessarium iudicatis. Ita igitur cuncta dispiciens divinus intuitus qualitatem rerum minime perturbat apud se quidem praesentium, ad conditionem vero temporis futurarum. Quo fit, ut hoc non sit opinio, sed veritate potius nixa cognitio, cum

das jede Bewegung der Zeit überschreitet, in der Einfachheit seiner Gegenwärtigkeit, und indem es die unendlichen Räume der Vergangenheit und Zukunft umfaßt, betrachtet es alles, als ob es schon geschähe in seiner einfachen Erkenntnis. Wenn du also seine Voraussicht, mit der er alles durch und durch erkennt, richtig abwägen willst, so wirst du sie nicht als Vorherwissen einer etwaigen Zukunft, sondern als ein Wissen um eine niemals versagende Gegenwart richtiger schätzen. Daher wird dies nicht Vorhersehen, sondern lieber Vorsehung genannt, weil sie fern von den niederen Dingen in sich begründet, gleichsam vom erhabenen Gipfel der Dinge alles vor sich sieht.

Warum also forderst du, daß das notwendig geschehe, was vom göttlichen Licht erleuchtet wird, wenn nicht einmal die Menschen das, was sie sehen, zur Notwendigkeit machen? Leihst etwa dein Schauen dem, was du als gegenwärtig unterscheidest, irgendwelche Notwendigkeit?

Keineswegs.

Gleichwohl wenn es einen Vergleich würdig göttlicher und menschlicher Gegenwart gibt, so erblickt er alles in seiner ewigen Gegenwart wie ihr einiges in eurer zeitlichen seht. Deshalb verändert diese göttliche Vorerkenntnis die Natur der Dinge und ihre Eigentümlichkeit nicht und erschaut bei sich solches als gegenwärtig, was in der Zeit einst als zukünftig zum Vorschein kommen wird. Auch verwirrt sie nicht die Urteile über die Dinge und durch ein inneres Schauen ihres Geistes unterscheidet sie ebenso das was notwendig, wie das was nicht notwendig kommen wird, so wie ihr tut, wenn ihr gleicherweise einen Menschen auf der Erde wandeln und die Sonne am Himmel aufgehen seht; denn obwohl ihr beide zugleich erblickt, macht ihr doch einen Unterschied und urteilt, daß jenes freiwillig, dieses notwendig geschehe. So verwirrt das Weltall durchdringende Schauen Gottes die Eigenschaften

der Dinge keineswegs, nur daß sie vor ihm gegenwärtig, in Beziehung zur Zeit aber zukünftig sind. So kommt es, daß es keine bloße Meinung, sondern vielmehr eine auf Wahrheit gestützte Erkenntnis ist, wenn er weiß, daß etwas sein werde, und zugleich, daß es die Notwendigkeit der Existenz entbehre.

Wenn du hier nun sagen wolltest, es könne nicht sein, daß das, was Gott als zukünftig geschehend erkenne, nicht eintreffen werde, was aber unmöglich nicht geschehen könne, das geschehe notwendig, und wenn du mich auf diese Bedeutung der Notwendigkeit festlegen willst, so will ich gestehen, es sei dies als Tatsache eine festbegründete Wahrheit, aber an sie kann nur der heranreichen, der die Gottheit schaut. Und ich will dir antworten, daß ein und dasselbe Zukünftige, wenn es auf die göttliche Erkenntnis bezogen wird, notwendig, wenn es aber nach seiner eigenen Natur abgewogen wird, völlig frei und gelöst erscheint. Denn es gibt zweierlei Notwendigkeit; die eine einfache, z. B. ist es notwendig, daß alle Menschen sterblich sind; die andere bedingte, so daß, wenn du von einem weißt, daß er geht, sein Gehen notwendig ist; denn was ein jeder weiß, das kann nicht anders sein, als daß es gewußt wird. Aber diese Bedingtheit zieht keineswegs jene einfache als Folge nach sich; denn sie macht zur Notwendigkeit nicht ihre eigene Natur, sondern das Hinzutreten der Bedingung; keine innere Notwendigkeit zwingt den, der nach eigenem Willen daherschreitet, zu gehn, obwohl es notwendig ist, daß wenn er schreitet, er geht. Auf eben dieselbe Weise ist das, was die Vorsehung als gegenwärtig sieht, notwendig, obwohl es keine Notwendigkeit von Natur hat. Freilich Gott schaut das Zukünftige, was aus der Freiheit des Willens hervorgeht als ein Gegenwärtiges. Also geschieht dies, auf das göttliche Schauen bezogen, mit Notwendigkeit vermöge der Bedingung des göttlichen Erkennens, für sich

betrachtet aber läßt es nicht ab von der absoluten Freiheit seiner eigenen Natur. Also wird ohne Zweifel alles geschehen, was Gott als zukünftig geschehend zuvor erkennt; aber einiges hiervon leitet sich aus dem freien Willen ab. Dies verliert, obwohl es geschieht, durch seine Existenz doch nicht seine eigene Natur, vermöge deren es, bevor es geschah, auch hätte nicht geschehen können.

Was kommt es also darauf an, daß es nicht notwendig ist, wenn es, bedingt durch das göttliche Wissen, durchaus so geschieht, als ob es notwendig sei. Freilich wie das eben von mir angeführte Beispiel der aufgehenden Sonne und des schreitenden Menschen zeigt, während es geschieht, kann es unmöglich nicht geschehen, und doch hatte das eine, bevor es geschah, Notwendigkeit zu sein, das andre aber keineswegs. So existiert auch das, was Gott gegenwärtig hat, ohne Zweifel, aber hiervon leitet sich dieses eine aus der Notwendigkeit der Dinge ab, jenes aus der Machtvollkommenheit der Handelnden. Also haben wir nicht mit Unrecht gesagt, daß dieses, wenn es auf die göttliche Erkenntnis bezogen wird, notwendig, wenn es aber an sich betrachtet wird, von den Fesseln der Notwendigkeit gelöst ist; wie alles was den Sinnen offenbar wird, wenn man es auf die Vernunft bezieht, ein Allgemeines, wenn man es an sich selbst betrachtet, ein Besonderes ist.

Aber, wirst du sagen, wenn es in meiner Gewalt liegt, den Vorsatz zu ändern, so mache ich die Vorsehung nichtig, wenn ich vielleicht verändere, was jene vorher erkannt hat. Darauf antworte ich: du kannst zwar deinen Vorsatz ablenken, aber doch schaut die untrügliche Vorsehung sowohl, daß du das kannst, als auch, ob du es tust und wozu du dich wendest als ein Gegenwärtiges. Du kannst das göttliche Vorherwissen nicht vermeiden, so wie du nicht dem Blick des gegenwärtigen Auges entfliehen kannst, obwohl du dich zu verschiedenen Handlungen nach freiem Willen wenden kannst.

NACHWORT

Der vorliegenden Neuausgabe der Übersetzung des «Trostes der Philosophie» von Eberhard Gothein liegt der lateinische Text von Wilhelm Weinberger, *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum LXVII*, Wien 1934, zugrunde. Auf dieser Ausgabe beruhen die Kapitelzahlen, die in den Kolummentiteln angegeben sind. Außerdem sind die Textausgabe von Karl Büchner, *Editiones Heidelbergenses*, Heft 10, Heidelberg 1947, und die Verbesserungen von L. Bieler, F. Klingner, K. Büchner und K. Dienelt* berücksichtigt worden. Die Übersetzung wurde auf Grund der Textänderungen an einer Reihe von Stellen neu gestaltet, unter Berücksichtigung der Vorschläge von Wilhelm Weinberger, Alfons Kalb (*Bayerische Blätter für das Gymnasialschulwesen* 68, 1932, und der Übersetzung von Karl Büchner, Leipzig [1943]). Auch in der Einleitung von Marie Luise Gothein sind einige Einfügungen gemacht, auf Grund der neueren Literatur von Franz Klingner und Konrad Burdach**. Die Anmerkungen stützen sich zum Teil auf E. T. Silk, *Saeculi Noni Auctoris in Boethii Consolationem Philosophiae Commentarius*, American Academy in Rome 1935 (Ausgabe des Originalkommentars aus Ms. Oxford, Digby 174); A. Becker-Freyseng, *Die Vorgeschichte des philosophischen Terminus «contingens»*, Heidelberg 1938; H. M. Barrett, *Boethius, Some Aspects of His Time and Work*, Cambridge 1940. Schließlich hat das Namen- und Sachregister eine Erweiterung erfahren.

Der Herausgeber

* L. Bieler, *Wiener Studien*, 1936, S. 128 ff.; F. Klingner, *Gnomon*, 1940, S. 20 ff.; K. Büchner, *Hermes* 75, 1940, S. 278 ff.; K. Dienelt, *Glotta* 29, 1942, S. 98 ff., S. 129 ff.

** Vorwort zur Ausgabe Karl Büchner, Leipzig 1943, und Konrad Burdach, *Die humanistischen Wirkungen der Trostschrift im Mittelalter und der Renaissance*, *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur*, 1933, S. 530. (Dasselbe Thema wie Burdach behandelt das ausführliche Buch von H. R. Patch, *The Tradition of Boethius, A Study of his importance in Medieval Culture*, New York 1935).